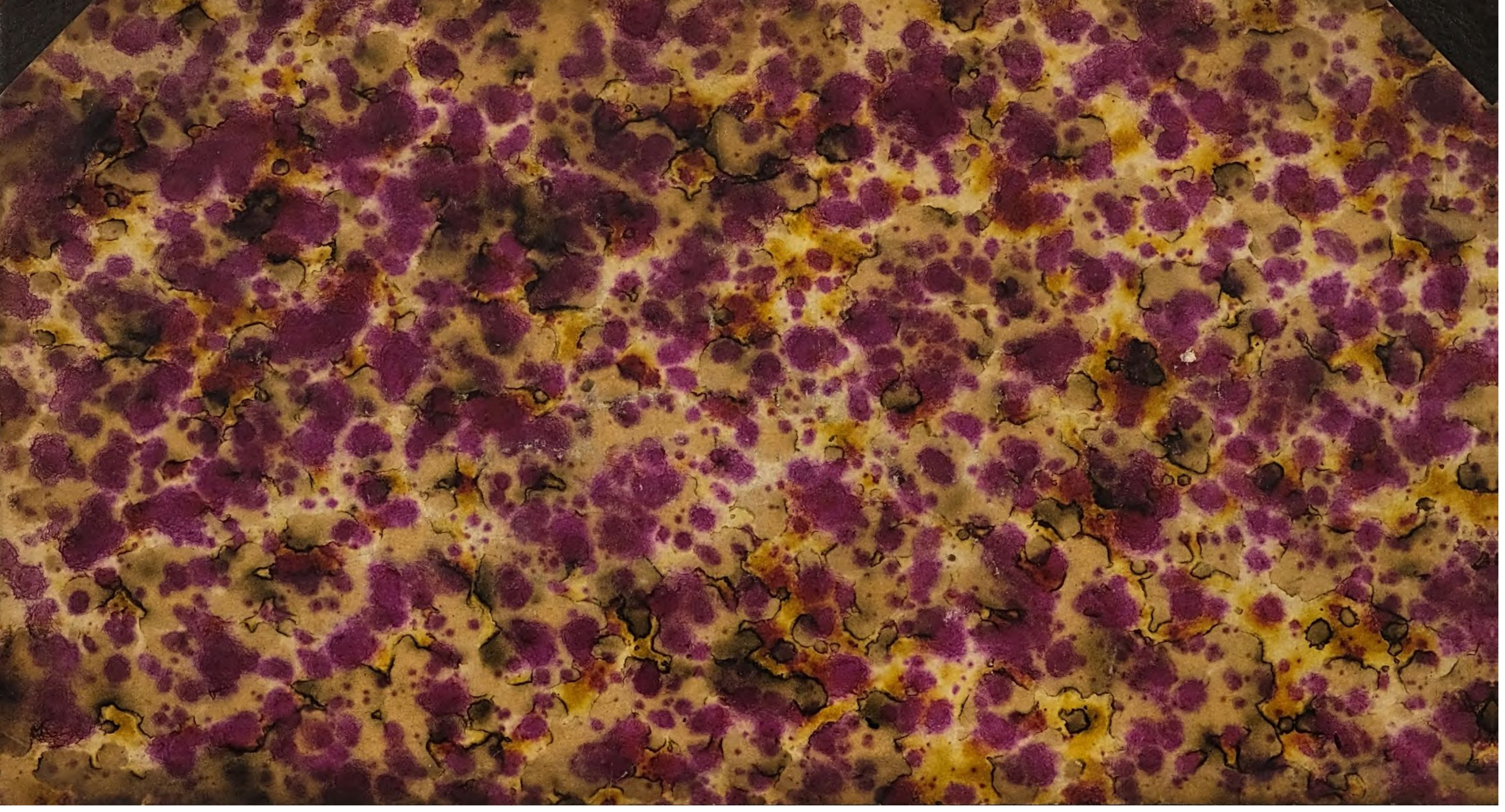

P. o. germ. 617 htad Hesekiel

Fromm und Feudal.

Roman

von

Ludovica Hesekiel.

Zweiter Band.

Alle Rechte vorbehalten.

Berlin 1886.

Verlag von Otto Janke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des zweiten Bandes.

			Seite
1.	Kapitel	Zu Halle an der Saale	1
2.	„	O Straßburg, o Straßburg du wunder=schöne Stadt	38
3.	„	Hoflager zu Pillnitz	65
4.	„	Vor der eisernen Thür	88
5.	„	Hotel Forcalquier	108
6.	„	Palais Luxembourg	146
7.	„	Alt=Heidelberg Du Feine	169
8.	„	Von Senlis nach Griebnitz	198

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Zu Halle an der Saale.

Soeben hatte der Professor des Staats- und Lehnwesens an der Universität zu Halle, Herr Friedrich Christoph Jonathan Fischer, seine Vorlesung über Geschichte der deutschen Erbfolge beendet und mit lautem Jubel stürmte das junge Studentenvolk aus dem engen Hörsaal ins Freie. Da ward es lebendig auf dem großen Marktplatz mit seiner langen Reihe von Gewandbuden, Fleisch- und Schuhscharren, seinem alten Rathhause, den Standbildern des heiligen Moritz und der heiligen Katharina, mit dem rothen Thurm, den Hausmannsthürmen und der gewaltigen Marktkirche.

Das lacht, singt, schreit und ruft durcheinander, und der ehrsame Bürger geht den Studenten aus dem Wege, ihnen ruhig die Herrschaft überlassend,

denn ein rechter Hallenser hält etwas auf seine Studenten.

Nicht zum wenigsten laut schrie und gestikulirte ein großer, schöner Mensch in dem rothen Rock des Konstantisten-Ordens, weißen, ledernen Beinkleidern und Sporenstiefeln, den großen Hut auf dem Kopfe. Der rothe Rock ließ dem blonden Studenten vortrefflich, viel besser als sein Schreien und das unaufhörliche Wetzen mit dem Hieber auf der einzigen, den Markt durchschneidenden Straße, die gepflastert ist.

„Wer kommt jetzt mit nach Pauli's Garten?“ fragte der Senior der Konstantisten, ein herkulisch gebauter Westphale, „Du, Griebnitz?“

„Heute nicht,“ entgegnete Peter Franz, „ich muß der Frau Professorin Wunnibald aufwarten!“

„Verdammte Seladonfratzen,“ fuhr der Senior auf, ein rauhes Gelächter antwortete ihm, und Peter Franz ruft, den weißen Lederhandschuh über die Linke streifend: „Auf Ehre und Cerevis, Seladonfratzen kannst Du mir nicht andichten, Horst, und ich stürze Dir einen dummen Jungen, wenn Du es doch thust. Die Seladonfratzen habe ich in Leipzig gelassen, ich habe dort meinen Lohn dafür bekommen.“

„Dann laß die Frau Professorin warten und

komm mit uns, die Amicisten wollen sich bei Pauli's einnisten, das dürfen wir nicht leiden."

Peter Franz ließ sich fortziehen und saß bald in einer Laube in Pauli's Garten mit dem Senior der Konstantisten an einem hölzernen Tisch vor dem Bierkrug. Das Lachen und Schreien ging weiter, Trinken und Rauchen kam noch dazu; außerdem wurden den an einem anderen Tische sitzenden Amicisten wüthende Blicke zugeworfen auch ein scharfes Wort fiel und es war vorauszusehen, daß die beiden Orden, welche damals in Halles Studentenwelt die herrschenden waren, bald zu Händeln übergehen würden, wie sie bei dem gegenseitigen Haß an der Tagesordnung waren.

Das Gespräch drehte sich um kindische Wetten, um Prahlereien und Uebertreibungen aller Art. Auch Peter Franz prahlte, wettete, übertrieb, aber der Klang seiner Stimme hatte dabei etwas von einer zersprungenen Glocke und plötzlich legte ihm Horst die Hand auf die Schulter.

„Gieb Dir keine Mühe," sagte er mit seinem tiefen Bierbaß, und führte ihn von den Anderen weg in den stillsten Theil des Gartens, „Du wirst die Seladonfratzen doch nicht los, wirst nie ein

rechter Renommiſt, wie uns Zachariä nicht uneben genannt hat, obwohl Renommiſt Tuſch iſt!“

„Ich verſtehe Dich wieder einmal nicht,“ entgegnete Peter Franz.

„Du verſtehſt mich recht gut, Bruder,“ lachte Ewald von der Horſt, „Du biſt anders als die Anderen und wirſt es immer bleiben!“

„Habe ich es Euch nicht in Allem nachgethan, nur daß ich keine Karte anrühre und mir aus Euren Liebesabenteuern, erlogenen und wahren, nichts mache!“

„Iſt Alles recht; Du haſt den rothen Rock angezogen, Du ſingſt und ſchreiſt mit uns, Du kannſt zechen und rauchen beſſer als wir, denn Dein Kopf wird nicht unklar, Dein Gang nicht ſchwankend, Deine Klinge iſt der Schrecken aller Amiciſten und doch biſt Du kein rechter Student nach der Mode!“

Peter Franz hatte die Arme über die Bruſt gekreuzt und dachte nach. Er war gern in Leipzig geweſen, der Ordinarius der Juriſten-Fakultät, Profeſſor Biener, hatte ihn als ſeinen fleißigſten Zuhörer gerühmt, obgleich es manches gab, was ihn ſeinen Studien hätte abwendig machen können: Leipzig als Mittelpunkt des deutſchen Binnenhandels, verſorgte nicht nur ganz Deutſchlaud mit franzöſiſchen

Modewaaren, sondern es beeiferte sich auch in Leben und Sitte, in Leichtfertigkeit und Frivolität den Franzosen es gleich zu thun, so daß man es nicht mit Unrecht „Klein Paris“ nannte. Es gab viel schöne Frauen und Mädchen, die den arglosen Peter Franz umschmeichelten; er war jung, schön, vornehm, reich und wohlerzogen, etwas Ritterliches lag in seinem Auftreten, das ihm die Herzen der Frauen gewann. Und er verkehrte gern mit Frauen; der rohe, wüste Ton, der gerade in jener Zeit die Universitäten beherrschte, das ewige Schreien nach Freiheit, wo ihm jeder Zwang schon abgestreift schien, verletzte ihn. Ein Verständniß für seine idealen Anschauungen fand er nirgends; die Studenten dachten an Weltverbesserung aber nicht an Studiren, die Professoren sahen von der Höhe ihrer Wissenschaft mit einem unerträglichen Dünkel auf Alles herab, was nicht Professor war, und so glaubte er sich noch am besten von den Frauen verstanden. Zwei junge, schöne Schwestern waren es besonders, die sich ihm freundlich zeigten, sich von ihm in etwas steifen Versen besingen und Ständchen auf der Flöte blasen ließen. Beide waren so reizend, daß er lange nicht mit sich ins Reine kommen konnte, welche er denn eigentlich zur Dame seines

Herzens erwählen sollte, Ottilie oder Sophia, bis er nach seiner Rückkehr aus Griebnitz merkte, daß er doch einzig und allein in den Banden der schönen Ottilie lag, was um so besser für ihn war, da Sophie um diese Zeit einen Herrn von Hagedorn heirathete. Die blonde Ottilia von Rangen aber schmachtete und kokettirte weiter mit dem hübschen Studenten, bis sie ihm eines Tages lachend erklärte, nun müsse die Komödie ein Ende haben; sie habe das ganze Spiel nur getrieben, um die Augen ihres Vormundes nicht auf einen Herrn von Bläßwitz zu lenken, mit dem sie schon lange verlobt sei und den sie nun heirathen werde, da sie durch den Tod ihres Vormundes jetzt Herrin ihrer Hand geworden sei. Sie lachte übermüthig, und Peter Franz verbeugte sich stumm, aber es war ihm, als sei in seinem Herzen etwas zersprungen. Hoch und heilig hatte er seine erste Liebe gehalten, und so bitter mußte er enttäuscht werden. Was das zwanzigjährige Herz unter dieser Enttäuschung gelitten hat, davon hat er später nie gesprochen, der Name Ottiliens von Rangen ist nie wieder über seine Lippen gekommen, aber eine tiefe Bitterkeit erfaßte ihn. Er sah sich um nach Ersatz für die verlorene Liebe, nicht nach einer neuen, nein, mit den Frauen glaubte

er in seiner zwanzigzährigen Leidenschaftlichkeit fertig zu sein, sie hatten auch seine Eitelkeit verwundet, und das vergiebt sich ja am schwersten, nein, die Freundschaft sollte ihm die Liebe ersetzen, aber zu seinem Schrecken gewahrte Peter Franz, daß er keine Freunde besaß. Mitten in einem großen Kreise junger Leute stand er allein, und zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, ob er nicht doch ein Don Quixote sei, fromm und feudal sein zu wollen in einer Zeit, die von beiden durchaus nichts wissen wollte.

Da ihm Leipzig gründlich verleidet war, erbat und erhielt er von seinem Vater die Erlaubniß, wohin er mit dem festen Vorsatze übersiedelte, endlich einmal zu leben, wie die Anderen auch, und seine Don Quixoterie in tiefster Brust zu verschließen. So war er in den Konstantisten-Orden eingetreten und hatte es versucht, sich den herrschenden studentischen Sitten anzubequemen, was ihm seiner Meinung nach auch vollkommen gelungen war. An den wildesten Renommisten von Halle, an Ewald von der Horst, der gleich ihm die Rechtswissenschaft studirte, hatte er sich angeschlossen, unzertrennlich waren die Beiden, aber die Freundschaft, von der er geträumt, war's

nicht, die ihn an Horst fesselte. Er nahm ihn für den, als den er sich gab, und verwendete keine Mühe darauf, ihn näher kennen zu lernen; seit seine Augen, auf deren Schärfe er sich viel zu Gute gethan hatte, sich in Ottilie von Rangen so gründlich getäuscht hatten, war er etwas irre an seiner Menschenkenntniß geworden, mit der die Jugend sich so gern rühmt, und es lag ihm auch nichts daran, die Menschen näher kennen zu lernen.

Ewald von der Horst aber beobachtete den neugewonnen Freund sehr scharf, ohne daß dieser es merkte. Deshalb war denn auch Peter Franz sehr erstaunt, daß Horst ihm sagte: „Du magst Dir so viel Mühe geben wie Du willst, Du bist anders als die Anderen und wirst es immer bleiben!“

Woher wußte der Konstantisten=Senior, zu dem hn ursprünglich nichts weiter hingezogea hatte als dessen ächt westfälische Anhänglichkeit an das König=thum von Hohenzollern, daß er sich überhaupt Mühe geben mußte, daß ihm dies ganze Gebahren nicht natürlich war? Eigentlich war's ihm längst zum Ekel und er war nicht übel aufgelegt, es von sich zu schleudern.

„Und warum bin ich kein Student nach der Mode?“ fragte Peter Franz nach einer langen Pause.

„Weil Du ganz andere Dinge im Kopf hast, als Biertrinken, Rauchen und Weltverbessern; ich bin fest überzeugt, Du hast, als wir hierher gingen, noch eine ganze Weile an die deutsche Erbfolge gedacht.“

„Das mag sein, aber —“

„Da haben wir's, was geht einen Studenten der Rechtswissenschaft die deutsche Erbfolge an?“

Peter Franz sah dem Sprechenden mit seinen großen blauen Augen ins Gesicht, scharf und forschend, wie er's bis jetzt noch nicht gethan hatte. Dann faßte er ihn am Arm und sagte hastig: „Ewald, Du spielst dieselbe Rolle wie ich?“

„Mag sein,“ entgegnete der Westfale, anscheinend sehr gleichgültig, „jedenfalls habe ich sie dann besser gespielt.“

„Und warum,“ brach Peter Franz los,„ warum thun wir es, warum machen wir uns vor uns selbst und vor Anderen zum Narren?“

„Weil Alles Komödie ist in unserer verrückten Zeit,“ erwiderte Horst, „was meinst Du, Bruder, wenn wir's aufgäben, etwas Anderes vorzustellen, als wir sind, wenn wir uns die Hände reichten in ehrlicher Freundschaft und nichts sein wollten, als wozu uns Gott bestimmt hat?“

„Christliche Edelleute," fiel Peter Franz ein.

„Die den Kopf oben behalten und sich nicht irre machen lassen, wenn sie die Einzigen bleiben mit ihrer Art; es ist am Ende doch muthiger, der Einzige zu sein mit seiner Meinung, als dieselbe Melodie zu pfeifen wie die Anderen!"

„Sie reichten sich die Hände in festem Druck, dem märkischen Junker schlug das Herz höher, der Liebeskummer war verflogen, er hatte etwas Besseres gefunden; einen Freund!

Arm in Arm schritten sie nach der Stadt zurück, und Horst erzählte dem neuen Freunde, daß ihn gerade das viele Schreien und Toben gegen die alten Ordnungen zur Besinnung und zum Nachdenken über sich selbst gebracht hätten; mehr und mehr sei der Entschluß in ihm gereift, sein wüstes Leben abzubrechen, aber er habe zugleich erkannt, daß Peter Franz ebensowenig in dasselbe hinein gehöre.

„Ich hab's einmal versucht, mit den Wölfen zu heulen," sagte Griebnitz und schüttelte sich wie im Fieber, „nie wieder, ich will mit ihnen kämpfen bis aufs Blut, aber heulen mögen mit ihnen die, welche sie nicht anzugreifen wagen. Ich that's bei Gott, weil ich dachte, sollte ich allein so viel klüger

sein, als die anderen, ich that's, weil mir das Herz brannte ob der Einsamkeit, in der ich stand —"

„Ganz wie ich," murmelte Horst..

„Und ich sehe, daß ich doch nicht ganz allein bin," schloß er mit aufleuchtenden Augen und drückte wiederum Horsts Hand.

„Wird wohl außer uns zweien noch mehr geben," erwiderte Horst, „die sich nicht irre machen lassen durch all das Geschrei; sie schweigen eben, bis ihre Stunde gekommen ist, und darum hört man sie nicht vor all den Lärmmachern."

Sie waren auf dem Markte angekommen, und Peter Franz sagte: „Das war ein herrlich Geschenk, welches mir heut zu Theil geworden ist, leb' wohl, ich muß jetzt ganz allein sein und darüber nachdenken, daß ich einen Freund habe!"

Der Westfale war doch nüchterner als der Traumpeter, er lachte, aber auch auf seinem breiten Antlitz lag der helle Sonnenschein und in seiner Seele war es noch heller, denn sie hatte sich losgemacht aus unwürdigen Banden.

Peter Franz aber stieg hinter der Marktkirche auf einer steinernen, ausgetretenen Treppe in das „Thal" hinunter. Im „Thal wohnen die Halloren und schöpfen die schwere hallische Soole, die in

weißen Krystallen von selber zu Tage tritt, aus dem „Hakeborn," dem „Gutjahr," dem „Deutschen" und dem „Meteritz." Von den großen Pfannen, in denen in den Siedehäusern die Soole gekocht wird, hat die Pfännerschaft ihren Namen, und die Salzjunker von Halle, denen die Pfannen meist erblich gehörten, gaben den Glasjunkern Frankreichs, den berühmten Gentilhommes de Verrerie, die allein das Recht hatten, Glas zu bereiten, nichts nach. Alles was „Hall" heißt, hängt mit dem Salz zusammen, die Halle nannten die ersten Entdecker der Salzquellen den Platz, wo sie ihr Salzwerk anlegten, sich selbst Halloren — Salzarbeiter — und von ihnen hat die alte Stadt, die auch allezeit reich war an geistigem Salz, ihren Namen erhalten. In den Tagen aber, da Peter Franz hinab schritt ins Thal, an den rauchenden Kothen vorüber, darinnen die riesigen Hallorensöhne mit nackter Brust arbeiteten, schien es, als sei auch auf der geistigen Hochburg deutscher Wissenschaft zu Halle das Salz dumm geworden!

Bis an die alt ehrwürdige Moritz-Kirche, in welcher der Schellen-Moritz steht, war Peter Franz gekommen, ganz in der Nähe des Gartenhauses hatte er seine Wohnung bei dem Siedemeister Knauth.

Es hatten ihn in diese Wohnung aber hauptsächlich die herrlichen Linden gelockt, die auf dem Moritz-Kirchhof standen, weil ihm seit jenem Tage in Potsdam, da er vor seinem Könige gestanden hatte, die Linden so lieb geworden waren. Langsam stieg er die Treppe hinauf und dann vertraute er seiner Flöte an, daß er heute einen Freund gefunden habe.

Am Nachmittag aber sehen wir ihn auf der langen Linden-Allee, die nach Giebichenstein führt, dahin wandern und endlich in ein schlichtes graues Haus treten, in dem der Professor der Philosophie Doktor Wunnibald seine Sommerwohnung hat. Es ist Mode geworden, sich für die Natur zu begeistern, den Staub der Städte von sich zu schütteln und in einer, freilich meist nur gemietheten ländlichen Sommerwohnung von seinem Tusculum zu reden, oder des alten Horaz „Beatus ille qui procul negotiis“ bis zur Erschlaffung zu deklamiren. Auch Herr Professor Wunnibald, ein fröhlicher Lebemann in seinen besten Jahren ist der Mode gefolgt und hat in der Nähe von Giebichenstein eine Sommer-wohnung gemiethet, zum tiefsten Kummer seiner jungen schönen Frau, die vom Lande stammt und es in der Stadt sehr viel anziehender findet. Des Herrn Professors Frau aber ist niemand anders

als die schöne Ulrike Ritterspor n. Bei der Tante Kraufin hat sie den Professor kennen gelernt, der sich etliche Wochen in Berlin aufgehalten hatte, zum Studium und zum Vergnügen, wie er selbst sagte. Das schöne Mädchen hatte ihm über die Maßen gefallen und nachdem er ihr klar gemacht, daß es etwas Vornehmeres als einen Professor der Philosophie gar nicht gebe, hatte sie ihm erlaubt, bei ihrem Vater um ihre Hand anzuhalten. Auf Paul Ferdinand durfte sie doch nicht mehr hoffen und je milder die Lüfte im Vaterhause wehten, je lebendiger das Glaubensleben darin erwachte, desto unbehaglicher fühlte sie sich darin. Mit schwerem Herzen gab Ritterspor n seine Einwilligung; Wunnibald schien ihm nicht der Mann zu sein, der dies trotzige und doch so geliebte Kind auf den rechten Weg leiten könne, aber er fürchtete, Ulrike könne Mittel und Wege finden, auch ohne seine Einwilligung zu heirathen. So ließ er sie denn gen Halle ziehen, indem er sich traurig sagte, daß für dieses Kind seine Umkehr zu spät gekommen sei. Hätte er Ulrike von früh an zum Herrn geführt, statt ihrem feurigen Geiste die Spreu der Aufklärung zu geben, wer weiß, ob nicht Alles anders gekommen wäre. Man sah es ja überall, wie die Jugend zu Grunde ging,

weil ihr kein innerer Halt gegeben worden war; überall gab's verlorene Söhne und Töchter; hatte es dem armen Paul Ferdinand geholfen, daß sein Vater ihm die Selbstbeherrschung gepredigt hatte von jeher? Er hatte ihm ja die rechte Waffe nicht geben können gegen all die Versuchungen des Lebens. Peter Franz hatte sie durch Gottes Fügung auf anderem Wege gefunden und wenn sie ihm auch einmal entfiel, er kannte sie doch und fand sie wieder.

Es war der Frau Professorin Wunnibald eine ganz besondere Genugthuung, sich vor Peter Franz im Glanze ihrer Stellung zu zeigen, als Student stand er ja doch weit unter ihrem Gemahl und sie pflegte ihn sehr von oben herunter zu behandeln. Griebnitz hatte die schöne Frau niemals leiden können, er mochte sie jetzt noch weniger und hätte ihr Haus gar nicht betreten, wenn sie nicht eben doch ein Griebnitzer Kind gewesen und was mit der heimatlichen, väterlichen Scholle zusammenhing, das behielt im Herzen des Junkers einen Platz, auch wenn es ihn noch so wenig verdiente. Da er heut Morgen durch Horst verhindert worden war, Ulrike in ihrer Sommerwohnung zu begrüßen, so hatte er den Weg dorthin am Nachmittag eingeschlagen.

Als er das Haus betrat, wies ihn das Mädchen

in die Gartenstube, einen großen, mit weiß angestrichenen Gartenmöbeln versehenen Raum, dessen Glasthüren auf einen Garten führten, in dem es von bunten Sommerblumen, Malven, Balsaminen, Wicken, Feuerlilien und Reseda, üppig blühte und duftete.

Die Frau Professorin hatte schon mehrere Gäste an ihren Kaffeetisch geführt, als Peter Franz eintrat. Ihm ging sie nicht entgegen, er mußte zu ihr herankommen und auch dann erhob sie sich nicht, sondern streckte ihm nur lässig ihre häßliche große mit einem schwarzseidenen Filethandschuh bekleidete Hand entgegen.

Wenn Peter Franz guter Laune war, wie heut, dann konnte der naive Hochmuth dieser Frau etwas Belustigendes für ihn haben, und nichts machte ihm mehr Spaß, als der verdrießliche Zug, der sich um den schönen Mund zeigte, wenn er ihre Hand, statt sie zu küssen, auf die neue englische Mode schüttelte. Sie konnte aber doch keine Bemerkung darüber machen, denn gerade sie verurtheilte ja die alte steife Etiquette am meisten. Schön sah Ulrike aber aus, das mußte ihr der Junker lassen, in ihrem geblümten Kleide, trotz des engen Schnürleibes und des durch Stahlreifen aufgebauschten Busentuches von Flor

und sie war sich dieser Schönheit auch bewußt, denn ihre Augen leuchteten sieghaft über die ganze Gesellschaft hinweg. Am wenigsten suchten sie den Gemahl auf, der eben mit dem gelehrten Theologen Professor Doktor Semler in eifrigem Gespräch begriffen war.

Wunnibald war ein gut gewachsener und fröhlich aussehender Mann mit rothen Wangen und kleinen blitzenden Augen, von denen nicht viel zu sehen war. Seine Philosophie, die sich in den Bahnen der Aufklärung bewegte, war ihm ganz gut bekommen und er begriff nicht, warum Semler gar so bekümmert dareinschaute und immer behauptete, man müßte endlich dieser Richtung einen Damm entgegensetzen, dieser Richtung, die er doch mit heraufgeführt hatte. Semler war's ja gewesen, der die Echtheit der biblischen Schriften bestritten, der die „natürliche Religion" erfunden hatte, aber ihm graute vor seiner Lehre, seit der wüste Bahrdt sich zu ihr bekannt hatte und aus einem Theologen ein Schänkwirth geworden war.

Es machte doch einen gewaltigen Eindruck auf den märkischen Junker, daß die Väter der Aufklärung selbst sie zu fürchten begannen, aber er hätte beinahe hell aufgeschrieen vor Verwunderung, als er

diesen selbigen aufgeklärten Mann eine Viertelstunde später mit der Frau des Hauses eifrig über die Kunst Gold zu machen reden hörte. Gierig schienen sich Ulrike's große Hände nach dem Gold auszustrecken, nie war sie dem Junker so widerwärtig erschienen; ein anderer Konstantist aber, der auch in der Gesellschaft war, flüsterte Griebnitz zu, ob er denn nicht wisse, daß Semler sich eifrig mit dem Goldmachen beschäftige.

Frau Ulrike schwatzte mit jedem ihrer Gäste, sie würzte ihre Rede, um sich als gelehrte Professorenfrau zu zeigen, mit lateinischen Brocken und kam sich unendlich erhaben vor, fühlte sich aber doch einer Ohnmacht nahe, als der wegen seiner Zerstreutheit in Halle sprüchwörtliche Semler plötzlich mit einer Geberde des Unwillens seine Tasse hinsetzte und ganz laut sagte: „Die Herren werden's nicht übel nehmen, wenn der Kaffee heute so dünn ist, aber meine Frau ist krank und kann sich um die Küche nicht kümmern!"

Eine Todtenstille entstand; der gute Semler war der Meinung, die Gesellschaft befände sich in seinem Hause, Ulrike aber ward blaß und roth, zugleich sah sie, daß ihr Gemahl vor Aerger zitterte und offenbar im Begriff war, der ersten Beschämung eine zweite hinzuzufügen, als eine eigenthümlich wohlklingende

Stimme plötzlich so ruhig, als habe sie die Worte Semlers garnicht gehört, sagte: „Wäre es nicht unbescheiden, Frau Professorin, wenn ich mir noch eine Tasse Kaffee ausbäte? Ich weiß nicht, woher es kommt, aber er schmeckt mir in Ihrem Hause immer ganz besonders gut!“

Fröhlicher hatte Ulrike Rittersporn noch keinen Griebnitz bedient und sie warf dem jungen Studenten dabei einen so prachtvollen Dankblick zu, daß eben das früh ernüchterte Herz des armen Peter Franz dazu gehörte, um ihn ungefährdet auszuhalten. Der märkische Junker setzte die Tasse an die Lippen, trank und sagte dann freundlich: „Ich weiß jetzt auch, was es ist, das mir Ihren Kaffee so wohlschmeckend macht, die Erinnerung an Ihr liebes Vaterhaus, an die Griebnitzer Pfarre!“

„Die Frau Professorin stammt aus einem geistlichen Hause?“ fragte der Professor Nösselt dazwischen, so daß auf diese Weise das Gespräch ganz von dem verhängnißvollen Kaffee abgelenkt wurde, „der Herr Vater sind gewiß auch ein freisinniger Herr?“

Ulrike wurde dunkelroth, ihr Mann aber antwortete für sie: „Mein Schwiegervater wirft sich leider dem Pietismus immer mehr in die Arme!“

„Will's nicht mit dem allmächtigen Wöllner verderben," meinte Nöſſelt, „wird ja jetzt Mode das Frommſein; eine ſchlimmere Enttäuſchung hat man wohl noch nie erlebt, es hieß immer, des alten Fritz Hand liege ſchwer auf dem Lande, nun, uns Theologen ließ er frei gewähren, ſein Nachfolger aber knechtet gar die Wiſſenſchaft."

„Salomo und Rehabeam," ſpottete Ulrike, da fuhr Peter Franz auf, richtete ſich ſeiner ganzen Länge nach in die Höhe, ſchlug mit den Hacken zuſammen, machte eine tiefe Verbeugung vor der Frau Profeſſorin und verließ die Gartenſtube.

Der alte Nöſſelt ging ihm nach und hielt ihn zurück. „Ich verſtehe Sie, mein junger Freund," ſagte er ernſt, „Sie wollen keine Schmähung Seiner Majeſtät mit anhören und ich bedauere es, daß ich den Anlaß gab, denn mag Wöllner auch gegen mich vorbringen, was er will, ich bin ein getreuer Unterthan, wenn auch augenblicklich ein tief gekränkter, man droht mir wegen Freigeiſterei mit Amtsentſetzung. Aber Sie haben Recht, ſolche Dinge ſollte man nicht bei der Kaffeetaſſe verhandeln, ſondern Mann gegen Mann, oder mit der Feder in der Hand."

Peter Franz verneigte ſich; es lag in der pro-

fessorlich docirenden Art des alten Nösselt etwas, das ihn ansprach; es ist viel, wenn ein Professor einem Studenten gegenüber sagt, daß er nicht ganz recht gehandelt hat, solch ein Mann kann nicht von gewöhnlichem Schlage sein. Nösselt aber fuhr fort: „Ihr Auftreten gefällt mir, Sie sind nicht unbescheiden gewesen, weder gegen die Dame, noch gegen mich, Sie gingen nur eben; aber ein Freigeist sind Sie wohl nicht?“

„Nein, Herr Professor,“ entgegnete Peter Franz ruhig, „in alter Zeit hatte jeder Edelmann seinen Wappenspruch, der meinige lautet: Fromm und Feudal!“

Jetzt fuhr Nösselt doch zurück, mit ihm noch einige andere Gäste und Ulrike, die neugierig die ganze Scene beobachtet hatten.

„So werden Sie doch gleich Rosenkreuzer, oder gehen Sie doch gleich zu den verknöcherten Pietisten!“

Peter Franz schüttelte den Kopf. „Ich habe keinen Hang zu geheimen Verbindungen, wir Märker sind nüchternen Sinnes; was sich nicht ans Tageslicht wagt, ist für mich nicht da; daß der Pietismus verknöchert, die Orthodoxie einseitig geworden ist, weiß ich auch, aber es giebt noch ein anderes Frommsein, für das man heut zu Tage nicht mehr viele

Lehrer findet, das aber doch noch da ist, und wäre es verschwunden, nun dann will ich lieber zu den verknöcherten Pietisten gehen, als ein Freigeist werden!“

Peter Franz hatte ganz vergessen, wo er war, er sprach mit sich allein, er schüttelte den letzten Rest Asche ab, die sich in seinem Herzen auf das Feuer gelagert hatte, das einst durch den Dichtergrafen darin entzündet worden war; als er sich endlich umsah, blickte er in erstaunte, verblüffte Gesichter. Das hatte wohl noch kein Student ausgesprochen, daß er lieber ein Pietist sein wolle als ein Freigeist! Warum aber leuchteten denn die Augen der Frau Professorin so ganz besonders hell? Sie war doch ein Freigeist und obenein stolz darauf? Freilich, aber es imponirte ihr doch gewaltig, daß es Einen gab, der seiner ganzen Zeit so zu sagen den Handschuh hinwarf, dafür war sie eine Frau, und daß dieser Eine ein Griebnitzer Kind war, machte sie nur noch stolzer. Schwärmte sie auch noch so sehr für freies Menschenthum, dem Vaterland und Familie nur untergeordnete Begriffe waren, umsonst war sie doch nicht in einer märkischen Pfarre geboren!

Wenige Augenblicke später hatten alle Gäste

das Wunnibaldsche Haus verlassen; laut lachend lag der Professor in einem Lehnstuhl; „der Junge gefällt mir, der Griebnitz," rief er, „vertheidigt erst meiner Frau ihren Kaffee, der mir denn doch zu aufgeklärt war, gegen den alten Semler und erklärt dann im Beisein der freisinnigsten Professoren, er wolle lieber Pietist werden, als Freigeist! Das nennt man Courage!"

„Er ist ehrlich, mein Freund, und er hat ein warmes Herz," fiel Ulrike ein.

„Ich denke, Du kannst ihn nicht leiden," spottete Wunnibald, „freilich, er hat Deinen Kaffee vertheidigt! Uebrigens, mein Schatz, wünsche ich, Du machtest statt der lateinischen Schnitzer, mit denen Du Dich und mich blamirst, besseren Kaffee, und gingest mehr an den Kochherd, als an meine Bücher."

„Bin ich Deine Köchin oder Deine Frau?" fragte Ulrike scharf, „hast Du mir nicht gesagt, daß auch das Weib frei werden müsse von unwürdigen Banden und sich zu den Höhen der Wissenschaft erheben?"

„Das Weib, ja," lachte Wunnibald, „aber meine Frau nicht; ich muß gut essen und trinken, sonst habe ich keine Kraft zum Denken, sorge also dafür!"

Er rieb sich die Hände und ging lachend in sein Studirzimmer.

Ulrike stand da, wie vom Donner gerührt und räumte mechanisch ihre Tassen zusammen. „Also doch nur eine Köchin," murmelte sie. „Ja freilich, wenn man einen Mann nur aus Ehrgeiz heirathet statt aus Liebe, dann ist man freilich nur seine Köchin, wo man seine Hausfrau sein könnte, der Gedanke aber kam Ulrike garnicht, sie wollte gar= nicht Hausfrau sein, sie wollte als Schöngeist glänzen, und das konnte man nicht am Kochherde. Ob Paul Ferdinand sie auch an den Kochherd geschickt hätte? Und da war's wieder die alte leidige Geschichte, es wäre Alles anders gekommen, ohne den Hochmuth der Adligen! Wäre sie ein adliges Fräulein gewesen, statt einer simplen Pastorstochter, so hätte Paul Ferdinand sie geliebt und geheirathet — das flüsterte ihr die Eitelkeit immer wieder und wieder zu.

Mit leichtem Herzen und raschen Schritten ging unterdessen Peter Franz dem Thale zu; er hatte wieder in die Bahn eingelenkt, die ihm die natürliche war, die er nie wieder zu verlassen sich gelobte. An die schöne Ulrike, deren er sich heute so ritterlich angenommen hatte, lediglich weil sie ein Griebnitzer Kind war, und deren Spottwort

ihn dann so peinlich berührt hatte, dachte er gar=nicht mehr, vielmehr an den Grafen Louis, an Stücken, der fern im Süden Heilung für die kranke Brust suchte, an Horst, den neugewonnenen Freund, und tief aufathmend, sog er auf dem Moritzkirchhof den Duft der Linde ein. Dann rief er den dort spielenden Hallorenkindern, die den langen Konstan=tisten alle kannten, ein neckendes Wort zu, das mit hellem Jubel aufgenommen wurde, und trat in den Flur. Hier klopfte er an eine Thür zu ebener Erde und ein lautes „Herein“ antwortete ihm.

Drei Menschen waren in der Stube, deren weiße Dielen mit feinem Sand bestreut waren, der Siedemeister Knauth in einer breitgestreiften Schooß=weste mit silbernen Knöpfen, die Frau Siedemeisterin in dunklem Kleide und weißer Haube und endlich beider Sohn, ein wackerer Salzwirker von etlichen zwanzig Jahren. Die Männer rauchen aus kurzen Pfeifen, das Mütterchen spinnt. Blitzsauber sieht's aus in der Stube, deren weiße Dielen die Frau Siedemeisterin selber jede Woche zweimal auf den Knieen scheuert, am meisten aber blitzt es auf der sauber gebohnten Kommode, denn darauf steht ein Tempelchen mit einer auf acht Säulen ruhenden

Kuppel, das kunstreich aus Salzkrystallen hergestellt ist.

Als Peter Franz eintritt und guten Abend sagt, schallt ihm ein dreifaches „guten Abend, Herr Studiosus!“ entgegen; in Halle ist man eben nur Studiosus, ob Graf ob Bauernsohn macht keinen Unterschied aus, und solche Gleichheit hat nicht einmal Peter Franz unangenehm berührt.

„Kann ich heut mit Euch zu Abend essen, Herr Siedemeister?“ fragt Peter Franz.

„Das kannst Du mein Sohn,“ entgegnet Knauth würdevoll; als alter Hallore nannte er alle seine Studenten Du, und auch das ließ sich Peter Franz gefallen, sogar gern gefallen. Er hatte übrigens einen ganz besonderen Stein im Brett bei dem Alten, denn er hatte ihm erzählt, daß seine Ahnen wahrscheinlich auch Wenden gewesen wären, wie die der Halloren, der Lausitzer, der Altenburger Bauern und solcher Stämme, die mitten im deutschen Lande, dessen Herren sie einst gewesen, sich ihre Eigenart in Tracht, Sitte und Sprache zum Theil bis auf den heutigen Tag bewahrt haben.

Wenn Peter Franz keine Lust hatte, in die Kneipe oder in die Komödie zu gehen, so saß er wohl einmal einen Abend bei seinen biedern Wirths-

leuten; sie wunderten sich daher auch heut nicht über seine Frage und Mutter Knauth holte nur ein paar Eier mehr aus der Soole, ein paar saure Gurken mehr aus dem Faß.

Nach dem Abendbrot steckte sich auch Peter Franz eine Pfeife an und sagte: „Nun erzählt von Halle und den Halloren, Herr Siedemeister. Solltet die alten Geschichten nur aufschreiben zu Nutz und Frommen künftiger Zeiten!“

„Das Erzählen thut's noch, Studiosus,“ erwiderte Knauth, „wenn wir einmal einen Gelehrten in der Familie haben, kann der's thun. Na, was soll ich Dir erzählen, wendisches Blut?“

„Erzählt von den Pflichten und Rechten der Halloren, Vater Knauth,“ meinte Griebnitz, „das frommt einem Juristen zu wissen.“

„Na, die Rechtsgelehrten haben nichts damit zu schaffen,“ lachte der Siedemeister, „wohl aber Karl der Große, der hatte die Wenden hier zu Lande zu Christen gemacht und die Burg Halla gebaut, von der einige meinen, sie habe da gestanden, wo heut die Moritzburg steht, die Halloren aber halfen ihm wacker gegen die Sachsen, und ihre Schwerter, die wohl vier und eine halbe Elle lang sind, hängen noch in der Moritzkirche. Daran sieht man, daß

die Halloren Riesen gewesen sind. Weil sie nun aber im Kriege sich so ausgezeichnet hatten, verlieh ihnen Carolus Magnus große Rechte und schenkte ihnen das weiße Pferd, das er selbst geritten und die Fahne, die sie selbst geführt hatten. Da hat er denn auch befohlen, daß der Landesherr allezeit, wenn die Halloren ihm huldigen, ihnen ein Roß, das er selbst geritten, sammt Sattelzeug und eine Fahne schenken muß, weil sie besser seien als anderen Unterthanen!" Der alte Hallore richtete sich höher auf bei diesen Worten und fuhr dann fort: „Die Fahnen, es sind nun ihrer dreißig, hängen in der Moritzkirche. Auf dem Pferde aber reitet der älteste Hallore um den Salzbrunnen, wie ich vor einem Jahre auch gethan, als Seine Majestät, unser lieber König und Herr, den Thron bestiegen; dann wird es verkauft und aus dem Erlös ein silberner Pokal beschafft. Nun aber kommt etwas für Dich Studiosus der Rechte, die Halloren hatten für sich, die Salzwirkerbrüderschaft, den Blutbann, und der oberste Richter über Leben und Tod war der Salzgräfe; sie haben freien Fisch- und Vogelfang, absonderlich der Lerchen, die sie Leipziger Lerchen nur nach ihrem Stapelplatz nennen. Dafür aber sind die Halloren auch die Todtengräber der Stadt Halle, dieweil bei

einer großen Pest alle Einwohner von Halle bis auf acht Halloren starben. Die mußten dann freilich die Todten begraben und thun es bis auf den heutigen Tag in besonderer Tracht. Unser Pfingst-bier hast Du jüngst mitgefeiert und unsere Halloren-Mädchen die Tänze ihrer Aeltermütter tanzen sehen; dazu muß uns das Amt Giebichenstein zweiund-achtzig Tonnen Bier liefern; zu Neujahr aber zwölf Pfund Mehl zu Knobben oder Brotweckchen und zu jeder Knobbe einen Hering. Am Neujahrstag aber bringen die Halloren dem Könige Salz, Eier und eine Gratulation auf sein Schloß nach Berlin. Weiß wohl, sie spotten jetzt über die alten Bräuche und nennen sie, na, Ferdinand," rief er dem Sohne zu, „wie heißt das fremde Wort" —

„Feudal," fiel Peter Franz mit leuchtenden Augen ein.

„Ja, so war's," meinte der Siedemeister Knauth, „kann mir nichts dabei denken, weiß nicht, ob's nicht am Ende gar ein Lobspruch ist, denn fromm schimpfen sie mich auch und mein harter Hallorenkopf kann's nicht begreifen, daß die Frömmigkeit etwas Schlechtes sein soll!"

„Fromm und feudal," flüsterte Griebnitz, „da war wieder beides beisammen, laut aber sagte er:

„Der Herr Siedemeister hat Recht, es ist kein Schimpf feudal zu sein, denn sie heißen heutzutage feudal Alle, die den erprobten Brauch der Väter nicht hergeben wollen für einen neuen, von dem sie noch garnicht wissen, ob er uns zum Heile ist. Ich bin auch so Einer, der's mit dem Fromm- und dem Feudalsein hält."

„Mit dem Feudal, das will ich glauben," meinte der schlaue Hallore, listig mit den Augen zwinkernd, „aber das Frommsein paßt den Herren nicht mehr!"

„Mir doch, Vater Knauth," erwiderte Peter Franz.

„Würdest nicht mit uns beten und singen, wie wir's zum Tagesschluß immer thun."

„Hab's doch oft und gern mit meines Vaters Schulmeister gethan," lautete die Antwort, „warum nicht mit Euch!"

Die Frau Siedemeisterin machte große Augen und ihr Ferdinand dazu, als der Studiosus wirklich mit einstimmte in ihren Gesang und andächtig dem zuhörte, was der Vater aus Bogatzky's Schatzkästlein vorlas. Peter Franz aber wußte, daß er sich nun ganz wieder zurecht gefunden hatte, und wo konnte ein frommer feudaler Junker sich wohler

fühlen als unter den Halloren, die zwar ehedem mit manchem Junker um ihre Freiheiten gerauft hatten, die aber treu zur Frömmigkeit und zum Brauch der Väter hielten. Ja, ja, die Salzwirker-Brüderschaft im Thale hatte alle Zeit Salz bei sich, nicht nur das, welches sie in ihren Pfannen hatte, und es war ihr nicht dumm geworden in einer Zeit, wo es bei Vielen gar ausgegangen schien, und eine rechte Liebe hat Peter Franz von Griebnitz bis an sein Lebensende behalten zu den treuen Halloren von Halle an der Saale.

Zweites Kapitel.

O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!

In der evangelischen St. Thomas-Kirche zu Straßburg im Elsaß war an einem hellen Julitage der Wochengottesdienst beendet; langsam verließen die Andächtigen das Gotteshaus, während die Klänge der Orgel noch durch den schlichten, aber edlen gothischen Bau tönten. Ein einzelner Herr blieb in einer der Bänke sitzen und lauschte dem in der That meisterhaften Orgelspiel, das aus der Melodie des Schlußchorals in ein Recitativ aus Grauns Tod Jesu überging. Der jugendliche Herr hörte immer aufmerksamer zu, er achtete garnicht darauf, daß er allein in der Kirche war, nein, nicht ganz allein, denn der Küster stand, ein Bund Schlüssel in der Hand, wartend in der Thür. Es war die Frage, ob er auf den Organisten wartete

oder auf den Herrn, in dem sein geübtes Auge einen Fremden erkannt hatte, der also wahrscheinlich das Grabmal des Marschalls von Sachsen sehen wollte.

Jetzt schwieg die Orgel, ein schwerer Tritt kam die Treppe hinunter, die Thür wurde geöffnet, ein Männerkopf streckte sich herein und eine tiefe Stimme sagte in etwas mangelhaftem Französisch: „Ich bin fertig, Sie können zuschließen, Herr Sakristan!“

Beim Anblick dieses Kopfes, beim Klang dieser Stimme erhob sich der Fremde hastig, als könne er den Sprecher nicht schnell genug erreichen, eilte er, ohne nach dem Grabmal des Marschalls zu fragen, an dem erstaunten Sakristan vorüber und draußen, dicht an der Kirche, hatte er den Orgelspieler erreicht, den er trotz der Länge desselben noch um ein paar Zoll überragte. Mit eisernem Griff hatte seine schlanke, nervige Hand, von der er vorhin schon achtlos den Handschuh abgestreift hatte, das Armgelenk des Anderen umfaßt und mit einer Stimme, die vor innerer Erregung bebte, sagte er: „Günther, Günther Rittersporn, wo ist mein Bruder?“

Wie vom Blitze getroffen stand der Angeredete still, dann wandte er langsam das Haupt. „Junker Peter Franz!“ schrie er laut auf, er suchte sich los=

zumachen, aber wie eiserne Klammern legten sich des jungen Mannes Finger um sein Handgelenk.

„Nicht von der Stelle!“ keuchte Peter Franz, „Ihr müßt mir Rede stehen, Günther!“

„Müßt?“ entgegnete Günther Rittersporn mit finsterem Blicke, „wir sind in Frankreich, Herr von Griebnitz, und da wird man bald das Wort ‚müssen‘ nicht mehr kennen!“

„Wollt Ihr den Freisinnigen spielen, Günther?“ fragte Peter Franz mit einem feinen, kühlen Lächeln, das ihm eigen war und welches seine Mutter das „Diplomaten=Lächeln“ zu nennen pflegte, „ich glaub's Euch nicht; ich weiß, daß wo Ihr seid, auch mein Bruder ist, wollt Ihr's mir versagen ihn zu sehen, ihn zu sprechen?“

Er hatte den Arm Günthers losgelassen und sah ihn mit seinen klaren Augen bittend an; aber seufzend erwiderte dieser: „Fordern Sie es nicht, Sie hätten keine Freude daran!“

„Was ist's mit meinem Bruder?“ rief Peter Franz, „o Günther, martert mich nicht, laßt mich zu ihm!“

„Und wenn er Sie nun gar nicht sehen will?“ sagte Rittersporn ganz leise.

„Das kann ja nicht sein,“ antwortete Peter

Franz, „er weiß ja, daß ich ihn liebe und mich nach ihm ach wie oft gesehnt habe, er muß es wissen, und Güther, lockt es Euch denn nicht, zu hören von daheim, soll ich Eurem Weibe nicht die Hand reichen?“

Günther Rittersporn drückte die Hand auf die breite Brust und stöhnte: „Es ist eine schwere Versuchung, in die Sie mich führen, Gott weiß es, wie mir's ans Herz greift, wenn ich in Ihr Antlitz schaue, Ihre Stimme höre; aber Ihr Bruder will's ja nicht wissen lassen, wo wir sind und wenn er Sie sieht, so wird er sagen: Unser Aufenthalt ist verrathen, wir müssen weiter ziehen, ach, und wir hatten hier zum ersten Mal Ruhe!“

„Ich will Euch etwas sagen,“ nahm Peter Franz das Wort, „merket wohl darauf; führt mich freiwillig zu meinem Bruder oder ich folge Euch wie Euer Schatten, bis ich ihn ausfindig gemacht habe, ich will ihm schwören, seinen Aufenthalt Niemandem zu verrathen, dann werdet Ihr Eure Ruhe behalten.“

Günther sah noch immer unschlüssig drein, plötzlich sagte er: „So wird's gehen! Hören Sie mich an, Herr von Griebnitz! Ich führe Sie jetzt zu meiner Frau; Gottholde ist ein kluges Weib,

ohne die Ihr Bruder und ich nicht ein noch aus wüßten, sie soll entscheiden, ob wir Herrn Paul Ferdinand Ihre Anwesenheit verrathen dürfen, wollen Sie sich Gottholde's Rath fügen, Herr Peter Franz?"

Das Diplomaten=Lächeln spielte wieder um die feingeschnittenen Lippen; ohne ein Geck zu sein, hatte er es trotz der schweren Täuschung, die ihm Ottilie von Rangen bereitet, wieder und wieder erfahren, welche Macht er über die Frauen besaß. Vielleicht war jene Täuschung ein Segen für ihn, sie hatte ihn gleichgültig gegen die Auszeichnungen gemacht, die ihm die Frauen zu Theil werden ließen, und Graf Busso Stoßenburg hätte nicht mehr befürchten müssen, daß Peter Franz an den Frauen zu Grunde gehen könne. Den Weg zum Herzen seiner alten Freundin Gottholde aber hoffte er noch immer finden zu können.

„Es sei," sagte er, „führt mich zu Eurer Frau."

„Wir haben's nicht weit," entgegnete Günther, „gleich dort am Thomas=Staden wohnen wir."

Wenige Schritte brachten ihn auf den an der Ill entlang führenden Thomas=Staden, wo dicht vor der Nikolaus=Brücke ein kleines Haus stand. Vor der Thür desselben so wie im Hausflur standen eine Menge der verschiedensten Körbe.

„Hier wohnen wir," sagte Günther Rittersporn.

Peter Franz sah auf die Körbe und stutzte. Eine Erinnerung durchzuckte ihn, eine Ahnung kam über ihn.

„Wer flicht diese Körbe?" fragte er leise.

„Gottholde wird Ihnen Alles sagen," entgegnet Günther; der starke Mann zittert unter dem Blick des Fragenden, Peter Franz aber fühlt, daß sein Herz rascher schlägt.

Rittersporn führte den jungen Mann ein paar Stufen hinan und öffnete die Thür zu einem einfach ausgestatteten Zimmer. Ein zweijähriges Mägdlein mit röthlich gold'nem Haar kommt jauchzend aus einem Nebenzimmer gelaufen, Günther hebt es auf den Arm und sagt stolz: „Das ist meine Aelteste, wir nannten sie Dorette, sie ist Herrn Paul Ferdinands Liebling!"

Jetzt aber tritt eine schlanke Frauengestalt über die Schwelle, einen Säugling in den Armen; auf den ersten Blick erkennt Peter Franz die weichen grauen Augen, die langen, rothblonden Zöpfe aber sind verschwunden, ein weißes Häubchen deckt das schimmernde Haar. Gottholde ist älter geworden in den vier Jahren, da er sie nicht gesehen, auf der

weißen Stirn zeigen sich sogar einige Falten, aber sie ist unleugbar eine schöne Frau.

„Gottholde," ruft Peter Franz tiefbewegt und streckt ihr die Hand hin.

„Peter Franz!" Es klingt fast wie Jauchzen, dann besinnt sie sich, verbeugt sich und sagt mit der ihr eigenen Anmuth: „Verzeihen Sie, Herr von Griebnitz, aber das Herz ging mir über, so daß der Mund die rechte Form vergaß; Gott grüße Sie in Straßburg, ach, wie wohl thut so ein heimatlich Gesicht."

Große Thränen rollten über ihre Wangen und Peter Franz beugte sich, um seine Rührung zu verbergen, zu dem Kinde nieder, das ihm lustig krähend in die Haare griff.

„Und nicht wahr, Junker Peter Franz, Herr von Griebnitz wollt ich sagen," bat Gottholde, „Sie gehen nicht gleich wieder fort, Sie erzählen uns von Allen in Griebnitz, aus der Pfarre und aus dem Schlosse."

„Ich will hier bleiben, so lange Ihr mich duldet, Gottholde, aber ich erzähle Euch von daheim nur unter einer Bedingung: daß ich nämlich meinen Bruder sehen und sprechen kann!"

Gottholde erbleichte. „Verlangen Sie es nicht,"

bat sie, und die sammetweichen Augen sahen ihn so flehend an, daß er sich mächtig erschüttert fühlte, „es wird ihm keine Freude und Ihnen herbes Weh bereiten!“

Sie hatte das Kind in eine Wiege gelegt und schaukelte dieselbe, leise mit dem Knie dagegen stoßend. Bittend faßte Peter Franz ihre Hände „Gottholde“, sagte er so weich und innig, wie ihn nur wenige Menschen reden hörten, „wir sind gute Freunde gewesen von Kind an, uns beiden gab Euer Vater ein köstlich Kleinod mit auf den Lebensweg, wollt Ihr dem Gespielen Eurer Kindheit, wollt Ihr dem, den Euer Vater lieb hatte, versagen, das Antlitz seines einzigen, so heißgeliebten Bruders zu sehen?“

Gottholde rang sichtlich mit einem Entschluß, sie sah von Peter Franz auf ihren Mann, der gleichfalls eine Beute schweren inneren Kampfes, ihr dennoch — auch nicht mit einem Zucken der Wimper — kein Zeichen gab, was er wünsche. Aber sie las in seinen Zügen den Aufschrei seines Herzens: Wenn wir seine Bitte nicht erfüllen, so geht er und die einzige Gelegenheit, etwas von daheim zu hören, ist verloren! So war's schließlich doch nicht die bittende Stimme des Herrn von Griebnitz, sondern der Angstschweiß auf der Stirn ihres Mannes, der

Gottholde endlich antworten ließ: „Sie sollen Ihren Bruder sehen und sprechen, aber auch ich stelle eine Bedingung!“

„Ich erfülle jede,“ entgegnete Peter Franz hochaufathmend.

„Ich weiß nicht,“ sagte Gottholde, „wie viel oder wie wenig Ihnen Ihr Bruder von seinen und unseren Schicksalen mittheilen wird; versprechen Sie mir, danach keine weiteren Fragen an uns zu richten, sondern sich mit dem zu begnügen, was Sie erfahren haben!“

„Ich war nie ein Freund von vielen Fragen,“ erwiderte Griebnitz lächelnd, „nur eine beantwortet mir: seid Ihr glücklich?“

Sie schmiegte sich an ihren Mann, der zärtlich seinen Arm um sie legte. „Ich bin überall glücklich,“ sagte sie mit strahlenden Augen, „wo er ist und wo die Kinder sind.“

„Und ich wäre es ganz,“ bemerkte Günther, „stände es anders um Ihren Bruder! Sie brauchen nicht so erstaunt auszusehen, daß ich das vor ihren Ohren sage; sie ist nicht mehr eifersüchtig auf Ihren Bruder, sie ist ja seine beste Trösterin, sein David, wie er sie nennt. Ich glaube, ohne diesen lieben, kleinen Rothkopf wären wir beide wahnsinnig ge-

worden, mein armer Herr und ich! O, Sie ahnen nicht, wie entsetzlich sein Schicksal ist und ich weiß, er wird es Ihnen nicht sagen!“

Ein unbeschreibliches Bangen erfaßte den armen Peter Franz, Gottholde aber fiel rasch ein: „Laß es gut sein, Günther, gelingt es uns nur erst, ihn aus den Händen zu befreien, in denen er sich befindet, dann kann vieles besser werden!“

„Das gelingt uns aber eben nicht,“ erwiderte Günther, „wie mit Ketten ist er an die Unseligen geschmiedet!“

„Was meint Ihr?“ fragte Peter Franz.

„O nun fragen Sie doch,“ klagte Gottholde, „aber wir wollen Sie nun auch nicht mehr länger mit unseren Andeutungen beunruhigen; in einer halben Stunde kehrt Ihr Bruder heim, bis dahin lassen Sie mich wieder einmal ein Frühstück für Sie zurecht machen, wie ich es so manchmal in Griebnitz that und dabei erzählen Sie uns von daheim. „Dorette,“ wandte sie sich an das kleine Mädchen, „Du setzest Dich auf einen Schemel an die Wiege und wiegst klein Luischen.“

„Luischen,“ rief Peter Franz, „habt Ihr die Kleine nach Eurer Schwägerin genannt?“

„Nach ihr und nach meiner Schwiegermutter!“ entgegnete Gottholde.

„Ihr wißt aber noch nicht, daß Luischen geheirathet und eine glänzende Partie gemacht hat, wenn man es so nennen will, mir freilich thut sie leid. Während mein Schwager bei uns krank lag, besuchte ihn ein alter Onkel, auch ein Herr von Stücken, der war so entzückt von Luischen, daß er sie frisch wegheirathen wollte, denn eine solche Pflegerin könne er doch nie bekommen. Sie war oft ganz entsetzt bei dem Gedanken, eine reiche und vornehme Frau zu werden, dann hat sie eingewilligt, unter der Bedingung, daß der Oheim die Hälfte seines Vermögens gleich an Stücken gäbe, was dieser ablehnte. Es gab viel Hin- und Herreden, viel Ueberbieten an Edelmuth auf beiden Seiten, endlich aber ist Luischen doch Freiin von Stücken geworden und nimmt sich garnicht übel aus als solche, ihr Gemahl strahlt vor Entzücken und ist ordentlich jung geworden. Es ist aber doch ein trübes Loos, seine Jugend einem alten Manne opfern zu müssen und den größesten Theil des Jahres am Krankenbett zuzubringen. Hätte der alte Herr eine andere geheirathet, ich hätte sie im Verdacht der niedrigsten Spekulation, aber Luischen lag dergleichen doch zu fern.“

„Bedauern Sie meine Schwester nicht, Herr von Griebnitz," unterbrach ihn Günther, „ihr ist das Loos gefallen, welches ihr das Lieblichste dünken wird, ich kenne sie und sehe ihr glückliches kleines Gesicht vor mir; sie ist sicher zufriedener mit ihrem Schicksal als Tausende von Frauen! Und meine Eltern?" fragte er dann.

„Sie altern, aber sie wachsen immer mehr mit den meinigen zusammen, die Zwillinge sind ihre treuen Pflegerinnen, Jettchen wirthschaftet und Fränzchen näht, besorgt den Garten, schreibt für den Vater oder liest vor, nur das Spinett ist verstummt, es singt keiner mehr in der Griebnitzer Pfarre."

„Wie seltsam das sein muß," bemerkte Günther, „aber warum sagen Sie nichts von Ulrike, wir hörten einmal, sie habe geheirathet."

„Ich habe die Frau Professorin Wunnibald in Halle öfter besucht, damals machte sie nicht den Eindruck einer unglücklichen Frau, doch soll sie das geworden sein, ja, ich höre, daß sie sich von ihrem Manne scheiden lassen wolle."

Günther und Gottholde schrieen laut auf und die Letztere murmelte: „Was Gott zusammenfügt,

soll der Mensch nicht scheiden. Hat sie Kinder?“ fragte sie dann.

„Nein,“ entgegnete Peter Franz, „die beiden Dingerchen da sind die einzigen Enkel Eurer Schwiegereltern.“

„Daß ich sie Ihnen nicht zeigen kann,“ seufzte Günther.

„Warum aber habt Ihr sie nicht einmal aufgesucht?“ fragte Peter Franz.

„Der Organist von St. Thomas in Straßburg kann so weite Reisen nicht bestreiten und welches Weh würde ich Ihrer Mutter zufügen, wenn ich in Griebnitz wäre und könnte ihr nichts von ihrem Sohne erzählen; vielleicht ist er gegen Sie weicher und sagt Ihnen mehr, als ich es dürfte.“

Es fiel dem durch das ganze Zusammentreffen mächtig erregten Peter Franz auf, daß Gottholde fortwährend hin- und herging und ihrem Manne mit den Augen allerlei Winke gab, die dieser eben so stumm beantwortete; zuweilen war es ihm, als höre er ein eigenthümliches, langgezogenes Klagegeheul, war's ein Hund, war es ein Mensch, von dem es herrührte? Selbst sein scharfes Ohr vermochte es nicht zu unterscheiden, aber es wurde ihm immer unbehaglicher zu Muthe.

Eine Schwarzwalder Uhr mit weißem, buntbemaltem Zifferblatt schlug langsam zwölf Mal; das Kind in der Wiege erwachte und begann zu schreien; Gottholde nahm es auf und sagte dann zu ihrem Manne: „Geh ihm entgegen, er muß gleich kommen.“

Zögernd nur nahm Günther seinen Hut und wandte sich noch einmal zu Peter Franz: „Versprechen kann ich nichts, Herr vor Griebnitz, seien Sie darauf gefaßt, daß Ihr Bruder nicht eher den Fuß auf diese Schwelle setzt, als bis Sie das Haus verlassen haben.“

Er ging, aber Gottholde schüttelte den Kopf. „Günther sieht zu schwarz,“ sagte sie, „ich weiß, Ihr Bruder sehnt sich innerlich nach den Seinigen so heiß und brennend, wie man sich nur sehnen kann; er wird Sie sehen und sprechen!“

Sie war ans Fenster getreten und blickte auf die Straße; wie lebendig war es da draußen; plötzlich wandte sich Gottholde um: „Er kommt!“ sagte sie hastig.

„Hier in dies Zimmer?“ fragte Peter Franz; „werde ich ihn sehen?“

„Nein, nein,“ entgegnete sie, „hierher kommt er selten; wir ersparen ihm so viel wie möglich den Anblick der Kinder.“

„Aber warum?“ hätte Peter Franz ganz gegen seine Gewohnheit doch beinahe wieder gefragt, da faßte Gottholde seine Hand und sagte mit strömenden Thränen: „Kennen Sie den Namen Bassute, Herr von Griebnitz?“

Peter Franz fuhr zusammen. „Er hat eine traurige Bedeutung für unser Haus,“ antwortete er, „und doch war mein Bruder mit einem dieses Namens befreundet!“

„Es ist der Name seines schlimmsten Feindes,“ fuhr Gottholde in heftiger Erregung fort, „so viel will ich Ihnen verrathen; mag er's auch gut gemeint haben, er ist Ihres Bruders Verderber geworden!“

„Bassute? Mein Vater fand meinen Bruder in Gesellschaft des Grafen Stoßenburg, der verleitete ihn —“

Peter Franz hielt inne; es kam selbst dieser treuen Frau gegenüber nicht über seine Lippen; „Zum Bruch seines Ehrenwortes!“ aber Gottholde rief: „Graf Stoßenburg hätte keine Macht über ihn gewonnen, wenn er nicht schon in Bassute's Händen gewesen wäre. Von dem machen Sie ihn frei!“

Wer weiß, wie viel Gottholde doch noch von

dem Geheimniß verrathen hätte, wenn nicht Günther jetzt bleich und erregt eingetreten wäre.

„Er will Sie sehen," wandte er sich an Peter Franz, „aber noch einmal, Herr von Griebnitz, Sie werden keine Freude daran haben!"

„Wo ist er?" rief jener statt aller Antwort.

Günther ging ihm voran und führte ihn durch den Hausflur in einen Schuppen der offenbar einem Korbmacher als Werkstatt diente, denn überall sah man geschälte Weidenruthen, angefangene oder vollendete Körbe, wie sie Peter Franz schon im Hausflur gesehen hatte. Auf einer niedrigen Bank saß ein hagerer Mann im einfachen Anzuge eines Handwerkers; ein paar braune fieberhaft glänzende Augen lagen tief in ihren Höhlen und richteten sich jetzt staar auf Peter Franz; der aber taumelte wie ein Trunkener gegen den Thürpfosten und ein lauter Schrei tönte durch den Schuppen.

Der Mann auf der Bank erhob sich, trat ein paar Schritte näher, während Günther sich entfernte und fragte mit klangloser Stimme: „Was will der Herr von dem Korbmacher Paul?"

Peter Franz hatte sich gefaßt. „Paul Ferdinand," sagte er, sich mühsam beherrschend, „hast Du keinen anderen Gruß für Deinen Bruder?"

„Ich habe keinen Bruder," entgegnete der Korbmacher ruhig aber kalt, „alle Menschen sind Brüder!"

„Fragst Du mich nicht nach Deinen Eltern?"

„Sie stießen den Ehrlosen von sich!"

„Willst Du nicht wissen, daß Stückens Kräfte langsam wiederkehren in der Luft des Südens, unter Sittahs Pflege?"

Jetzt kam doch Bewegung in das gleichgültige Wesen des Mannes.

„So bin ich kein Mörder?" flüsterte er; dann sagte er laut: „Ich danke Dir für dieses Wort, aber nun überlasse mich meinem Schicksale und kreuze meinen Pfad nicht wieder. Vor Dir liegt sonniger Tag, vor mir die Nacht, es ist grausam von Dir, mich an den Tag zu mahnen, in dem ich nie wieder wandeln werde!"

Seine Stimme brach, in demselben Augenblick aber hatte ihn Peter Franz auch schon umschlungen und bat, als wären sie Beide noch Kinder: „Mein Großer, mein lieber großer Bruder, schicke mich nicht so weg von Dir, laß mich Dein Leid theilen, sieh, was Du auch immer gefehlt haben magst gegen die Ehre des Mannes, Du bist ja doch mein Bruder, mein lieber Bruder!"

Wenn Peter Franz einmal aus seiner etwas kühlen Art herausging, dann konnte er so zärtlich sein wie eine Frau und der unglückliche, gebrochene Mann da vor ihm widerstand seiner leidenschaftlichen Bruderliebe nicht länger. Er schluchzte laut auf und stöhnte: „O wenn ich Dir Alles sagen dürfte!“

„Sprich, sprich, sage mir Alles,“ drängte Peter Franz.

„Ich kann und darf nicht,“ erwiderte Paul Ferdinand, „heilige Eide habe ich geschworen, nichts mehr mit dem zu schaffen zu haben, was hinter mir liegt, meinst Du, ich wolle oder könne nocheinmal ein Wort brechen? Muß ich nicht zufrieden sein, daß sie mir noch glaubten, mir, der eigentlich das Recht verwirkt hatte, einen Eid zu leisten? Ich schrieb's Euch ja, daß ich mich von meiner Hände Arbeit ernähren wollte; ich thue es ohne Klage. Weil's Mode war, halb aus Spiel, ließen mich die Eltern die Korbflechterei lernen, jetzt nährt sie mich, aber sie würde es nicht thun, ich dürfte hier zu Straß-burg, wo die Zünfte noch strenger über den Ein-dringling wachen, als bei uns, nicht arbeiten, wenn sie nicht wären, sie haben meine Aufnahme in die Zunft durchgesetzt, sie —“

„Wer sind diese sie?“ fuhr Peter Franz hastig auf.

„Still, Du gehörst nicht zu uns, Du hättest mir sonst mit anderem Drucke die Hand gereicht, darum darf ich Dir auch nichts von ihnen sagen, nur das Eine wisse, von ihnen hängt es ab, wenn noch einmal ein Sonnenstrahl in die Nacht meines Lebens fallen soll und darum muß ich ihnen blind gehorchen.“

„Und ist Dein Leben wirklich so nächtig und finster? Günther und Gottholde sind doch glücklich!“

„Sie sind es, die treuen, guten Menschen,“ erwiderte Paul Ferdinand, und ein warmer Strahl der Dankbarkeit leuchtete auf in seinem Auge, „ohne sie wäre ich wahnsinnig geworden. Und darum freue ich mich ihres Glückes, denn Du hast Recht, sie sind glücklich; sie haben einander, sie haben ihre Kinder, und sie sind nicht an jene gefesselt, denen ich verpflichtet bin. Günther hat eine Stellung, die ihm behagt, Du weißt, er war immer ein geschickter Orgelspieler, indessen ich — meinst Du, es gefiele dem Lieutenant von Griebnitz absonderlich, Tag aus Tag ein Körbe zu flechten?“

Er ballte die Faust und sein Auge flammte. Peter Franz athmete auf, vielleicht ließ sich jetzt doch

etwas für den Bruder thun, dessen Zornesaufwallung ihm beinahe wohl that; die kalte, stumpfe Gleichgültigkeit, mit der er Anfangs gesprochen hatte, war dem jüngeren Bruder erschienen wie der erste Schritt zum Wahnsinn, und er hatte Günthers Worte begriffen: „Sie werden keine Freude daran haben, wenn Sie Ihren Bruder sehen und sprechen."

„Aber warum mußt Du Körbe flechten?" entgegnete er jetzt, „ich hatte mir gedacht Du würdest Dienste nehmen in einem fremden Heer, wär's auch als gemeiner Soldat, und würdest den Flecken auf Deiner Ehre austilgen durch Tapferkeit; würdest mit Siegen bedeckt zurückkehren, der Vater würde Dir vergeben und Dein Sohn würde einst auf Haus Griebnitz sitzen!"

„Mein Sohn!" Er sprach es nicht, er schrie es und sein Antlitz war todtbleich geworden; dann sagte er dumpf: „Mein Sohn wird nie auf Haus Griebnitz sitzen, nie werde ich meine Schritte zur Heimat lenken; vielleicht habe ich auch so gedacht wie Du, als ich damals Preußen verließ; ich ahnte ja noch nicht, welchen Umfang mein Elend haben sollte; jetzt ist es einfach meine Pflicht zu bleiben, wo ich bin. Wird mich ein Griebnitz meiner Pflicht abwendig machen wollen?"

„Aber ein Griebnitz, Dein Bruder, kann Dir diese Pflicht erleichtern," erwiderte Peter Franz.

„Nein," entgegnete Paul Ferdinand fest, „ich allein muß die Folgen meines — meines Leichtsinns tragen; ich bin ehrlos geworden, aber ich bin als Edelmann geboren und ich kann es nicht vergessen. Noch einmal beschwöre ich Dich, laß mich meinen Weg gehen allein in Nacht und Dunkel, wie er mir vorgezeichnet ist; glaube mir, der Trotz ist bis auf den letzten Rest hin, ich zürne nicht einmal mit dem Vater, daß er mir nicht vergeben wollte, er hat am Ende nicht anders handeln können, aber Eins sage ihm, ich büßte furchtbar und ich würde büßen, bis daß ich eingehe zum ewigen Licht!"

„Und so soll ich wirklich von Dir scheiden, ohne Trost, ohne Hoffnung?" fragte Peter Franz, „Deine Spur verlieren wie bisher!"

„Ich will Dir etwas sagen," nahm Paul Ferdinand das Wort, „ich verspreche Dir, Dich sofort zu benachrichtigen, wenn ich meinen Wohnort wechseln sollte, dann weißt Du, dann wissen Ritter-sporns doch, wo wir sind, dafür aber darfst Du mich nicht wieder aufsuchen, so lange Du in Straß-burg bist."

„Ich bleibe ohnehin nur bis morgen; ich habe

Sittah und ihren Mann in der Schweiz besucht; ein Freund reiste mit mir, jetzt sind wir auf dem Heimwege, danach will ich mich in Berlin dem Könige und dem Grafen Herzberg vorstellen, um in das diplomatische Korps zu treten."

„Und Haus Griebnitz?" fragte Paul Ferdinand „wirst Du es bewirthschaften können, wenn der Vater die Augen schließt?"

„Ich bin, nachdem ich in Halle die Würde eines Doktors beider Rechte erworben hatte, ein halb Jahr daheim gewesen und der Vater hat mir gesagt, mein Blick und meine Kenntnisse reichten aus; der Landjunker muß uns wohl im Blute liegen, wenn ich also ein paar Jahre Diplomat bleiben wolle, so habe er nichts dagegen."

„Sage mir, Peter Franz," fragte Paul Ferdinand, „der Vater und immer der Vater, hast Du denn gar keinen eigenen Willen?"

„Ich glaube, einen sehr starken sogar," erwiderte der junge Doktor der Jurisprudenz lächelnd, „aber ich habe frühe gelernt ihn zu beugen vor der Autorität!"

„Autorität in unseren Tagen!"

„Eben darum, weil unsere Tage jede Autorität brechen möchten."

„Das Brechen ist nicht das Schlimmste, ich umging die Autorität, das ist noch schlimmer, wohl Dir, daß Du Beides nicht kennst.“

„Im Gegentheil, je wüster es in der Welt wird, namentlich bei Euch hier in Frankreich, je klarer wird es mir, daß nur eine starke Autorität, ein starkes Regiment in jedem Hause, in jedem Staate ein Bollwerk bilden können gegen die hervor=dringenden Fluthen. Paul Ferdinand,“ rief er plötzlich in tiefer Erregung, „Du hast von geheimniß=vollen Personen gesprochen, die Macht über Dich haben, hüte Dich, daß sie Dich nicht hinreißen zu Dingen, die noch entehrender für den Edelmann sind, als Alles, was Du Dir vorzuwerfen hast.“

„Was meinst Du,“ fragte jener erstaunt.

„Weißt Du nicht, was zu Paris geschehen ist?“

„Der dritte Stand hat revoltirt —“

„Aber wer hat ihn geführt? Ein Edelmann und ein Geistlicher! Der verruchte Abbé Sièyes und der Graf Mirabeau! Adel und Geistlichkeit, die des Thrones Stütze sein sollten, untergraben ihn mit, sie werden ihren Lohn erhalten, aber beim ewigen Gott, wie furchtbar sich ihr Schicksal auch einst wenden möge, keine Thräne soll mein Auge netzen um die Edelleute, die ihrem Könige entgegen=

riefen: ‚Wir sind hier durch den Willen des Volkes und werden nur den Bajonetten weichen.‘ Edelleute und Geistliche paktiren mit dem Volke gegen den König! Es ist eine Begriffsverwirrung, die entsetzlich ist. Sieh, Paul Ferdinand, lasse Dich dazu nicht brauchen, hebe Deine Hand nicht wider ein gesalbtes Haupt, denn dann hättest Du es vergessen, daß Du ein Edelmann bist.“

„Und daß ich einmal preußischer Offizier war,“ sagte der unglückliche Mann ganz leise.

Eine halbe Stunde später ging Peter Franz mit müden, langsamen Schritten durch die engen Straßen der einstigen deutschen Reichsstadt, um die das Volkslied noch immer klagte; was kümmerten ihn die Patrizier-Häuser der Zorn von Bulach, der Müllenheim, der Andlaw und wie sie alle hießen, die so schnell französisch geworden waren. Mit heißem Ingrimm fragte er sich, ob denn der Adel nur da vorangehe, wo es schmachvoll und schimpflich für ihn sei, und der Grimm war doch nur so groß, weil er seinen Stand so unendlich liebte. Er dachte an die Heimat und er lächelte wieder; treu und muthig hatte der Adel dem großen Friedrich und seinen Vätern zur Seite gestanden in Krieg und Frieden; nein, er durfte es den Gegnern nicht

gleich thun und um eines Mirabeau willen auf den gesammten Adel aller Nationen zürnen! Aber hatte denn Peter Franz auf dem Wege von St. Thomas Staden nichts Anderes zu denken, als an die Vorgänge in Paris? Der arme Mann wollte eben seine Gedanken ablenken von den Erlebnissen der letzten Stunden, er wollte das Bild verscheuchen, das ihm unaufhörlich seinen Bruder zeigte mit den Weidenruthen in der Hand, Körbe flechtend, geduldet nur durch den Einfluß einer geheimen Gesellschaft, deren Zwecke und Ziele ihm vielleicht selbst nicht bekannt waren. Peter Franz hatte ihm den Namen Bassute genannt und Gottholde's Warnung mitgetheilt; aber der Bruder hatte lächelnd geantwortet: „Sie ist ein Weib, sie urtheilt nach dem Erfolg, nicht nach den Motiven; seine Motive waren gut, und das wenige Glück, das ich im Leben genoß, verdanke ich ihm." Auf Weiteres hatte er sich nicht eingelassen. Einen flüchtigen Blick nur warf Peter Franz auf das Haus am alten Fischmarkt, wo Goethe einst gewohnt hatte, selbst dem Wunderbau des Münsters, der ihn am Tage vorher entzückt hatte, schenkte er heute kaum Beachtung. So bog er in die Blauwolkengasse ein, wo er in einem sauberen, hübschen Gasthause abgestiegen war, und ging die Treppe hinauf in ein

großes Zimmer, aus dem ihm eine Stimme entgegenrief: „Wo steckst Du eigentlich, ich warte seit Stunden auf Dich!“

Zugleich kam ihm der Sprecher entgegen. Kaum aber hatte er einen Blick in das Gesicht des anderen geworfen, als er erschrocken zurückfuhr und erstaunt ausrief: „Hast Du Gespenster gesehen oder weißt Du es schon?“

„Lieber Horst,“ entgegnete Peter Franz finster, „ich habe Schlimmeres gesehen als Gespenster und was soll ich wissen?“

Der Freiherr von der Horst zog den Freund neben sich auf das Kanapee und sagte in seiner ruhigen, langsamen Art: „Du warst schon fort nach der Kirche, als ich erst aufwachte und wiederum die Zeit verschlafen hatte; ich ziehe mich also an, lasse mir Kaffee bringen, setze mich hin und hänge meinen Gedanken nach, denke an den bleichen Mann, der nur lacht, wenn er etwas von preußischen Grenadieren hört, an die sanfte, süße Frau mit den sonnigen Augen, dem türkischen Namen — ja, sage mal, warum hat Deine Schwester mit dem christlichen Herzen den wunderlichen Namen?“

„Weil einer meiner Ahnherren durch eine Türkin, Namens Sittah, aus der Gefangenschaft befreit

wurde," entgegnete Peter Franz fast ohne es zu wissen und ohne auf die weitschweifige Erzählung des Freundes zu achten. Der aber fuhr fort: „Ich denke auch an den kleinen dreijährigen Kerl, der seine Füßchen so stramm schon hob zum Marschiren und dem Onkel Ewald reichlich ebenso gut war, wie dem Onkel Peter Franz; da kommt der Aufwärter herein und bringt mir einen Haufen Postsachen, darunter auch Journale aus Paris, und da lese ich denn die Nachricht, daß diese neuen Volkshelden das Hotel der Invaliden gestürmt haben, und mit den Waffen, die sie dort holten, zogen sie nach der Bastille, die haben sie auch gestürmt, obgleich die Opfer der Tyrannei, die sie dort fanden, nur vier Wechselfälscher, zwei Wahnsinnige und ein Mörder waren, die sie jubelnd freiließen."

„Don Quixote im Kleide des dritten Standes," murmelte Peter Franz, der jetzt aufmerksam wurde, Horst aber fuhr fort: „Nur weniger harmlos; es hat sich eine Nationalgarde gebildet, die Sturmglocken tönen, das Pflaster ist aufgerissen, Barrikaden erbaut, das Land jubelt, der Haß gegen die Anhänger des Königthums steigt."

„Und der Hof?" fragte Peter Franz mit bebenden Lippen. „Der Hof tanzte in Versailles," sagte

Horst bitter, „der Herzog von Liancourt brachte die Botschaft. Mein Gott, das ist ja eine Revolte, rief der König. Nein, Sire," antwortete der Herzog, das ist eine Revolution!"

„Die Revolution!" wiederholte Peter Franz; er war aufgestanden und drückte die Hand auf die Brust, „das Wort schlägt an mein Ohr wie etwas Grausen-Erregendes, von dem ich mir keine Vorstellung machen kann, alle Fibern meiner Seele sträuben sich dagegen und nur ein Gedanke lebt in mir: ‚Nieder mit ihr!'" Ewald von der Horst nickte. „Gott bewahre nur unser Preußenland vor ihr!"

„Ich meine, bei uns ist das Band zwischen König und Volk doch stärker und der Haß gegen den Adel nicht so grimmig wie in Frankreich. Bei uns hat Adel und Volk sich zu oft unter der Fahne zusammengefunden!"

„Vielleicht lernen unsere Freiheitsschwärmer auch nun einsehen, wohin ihre Lehren führen von den Menschenrechten, der Zwangsherrschaft und so weiter!"

„Weißt Du, wohin sie führen!" fragte Peter Franz scharf, „mich schauert, wie wenn es Winter geworden wäre auf Erden!"

„Horch, was ist das?" rief Horst plötzlich.

Ein unendlicher brausender Jubelruf stieg bis zu ihnen empor, sie traten ans Fenster und sahen eine unzählbare Menge dem Domplatze zudrängen.

Horst griff nach seinem Hute und wollte den Freund mit fortziehen, dieser sträubte sich: „Ich hasse Gedränge," sagte er.

„Komm, komm," trieb Horst, „die aristokratischen Allüren kommen aus der Mode. Die Herrschaft der Masse beginnt, ich will mir die künftige Herrscherin in der Nähe ansehen."

„Willst Du ihr auch dienen?" rief Peter Franz.

„Ich bin ein Westfale," sagte Horst, „bei uns schließt jeder Bauer sein Gehöft mit einer Hecke ab, wir hassen die Masse und stehen Jeder für uns allein."

Er zog den sich Sträubenden mit sich fort und bald standen sie auch auf dem Platze vor dem gewaltigen Münster, dicht geschaart um einen Mann mit langem blonden Haar, der segnend die Hände erhoben hatte und mit einer Stimme, die wie Orgelton klang, über die Menge hinrief: „Es wird Frühling, meine Brüder, die Eisrinde um die Herzen schmilzt, Ihr wißt, was zu Paris geschehen ist und weiter geschieht, nun laßt uns den rührenden Sieg der Menschheit über die Zwangsherrschaft

feiern, es giebt auf der ganzen Erdenrunde nichts Seelen=Erhebenderes —"

Jetzt zog Horst den Freund weiter, den das Aussehen, die Stimme dieses Mannes seltsam fesselte; das Gedränge wurde immer dichter und Peter Franz dachte wehmüthig: „Wieder einmal einsam, wo Dir's winterlich kalt ist, feiern sie Frühling!"

Da fühlte er den Arm des Freundes in dem seinen und wußte, daß er nicht ganz allein war. Plötzlich hörten sie einzelne Drohworte ausstoßen, man rief: „Barons allemands", und sie begriffen, daß diese Drohungen ihnen galten. Der deutsche Baron war das Zerrbild jener Tage. Horst aber sagte: „Das Regiment Royal Allemand, das nur aus Deutschen besteht, hat fest und treu gegen die Empörer gestanden, als die französischen Garden zu ihnen überliefen; daher die Wuth gegen die „Allemands."

„Die Deutschen blieben treu dem Königthum wider die Revolution," murmelte Peter Franz hoch aufathmend. Als wieder in drohendem Tone: Barons allemands gerufen wurde, drehte er sich um, von oben herab blitzten seine großen blauen Augen auf die Menge herunter, so stolz und fest, daß einige der Schreier zurückwichen. Zugleich rief jene Stimme,

die den „rührenden Sieg der Menschheit“ verkündet hatte: „Ruhig, meine Brüder, der Herr ist Gast der französischen Nation, sie muß vorangehen in jeder Art der Gesittung und Höflichkeit!“

Brausende Hochrufe für die französische Nation, die Freiheit und die Revolution umtosten den altersgrauen Münster, Peter Franz aber eilte nach dem südlichen Seitenportal, wo sich der Aufgang zum Thurm befindet; hastig warf er dem Schließer etliches Geld hin und begann die Thurmtreppe hinaufzusteigen, mühsam folgte ihm Horst, der mit seiner kurzen gedrungenen Figur nicht so rasch treppauf eilen konnte wie der schlanke Peter Franz,

„Was willst Du eigentlich da oben!“ rief er ihm keuchend zu.

„Reinere Luft athmen,“ gab Peter Franz zurück, „allein sein, ganz allein, mit Gott, nur nicht allein in dieser Volksmenge, vor der mir grauft.“

„Hast Du Furcht vor ihr?“

„Nein, vor mir, daß ich nicht blind hineinschlage in diese wahnsinnige Rotte, die aufheult vor Wonne, weil man in Paris vergessen hat, daß Frankreich seinem Könige mit heiligen Eiden Gehorsam geschworen hat!“

Sie stiegen weiter und weiter; endlich hatten

sie das Stübchen des Thurmwächters erreicht, der ihnen die Thür zur Plattform öffnete. Tief unter ihnen lag die wunderschöne Stadt und die Menge drängte sich durcheinander wie ein Haufen schwarzer Käfer. Die Beiden oben konnten nicht sehen, daß man den Anfang der neuen Freiheit feierte, indem man das Rathhaus stürmte und den ehrwürdigen Stättemeister Haffner von Wasslenheim mit Steinen warf; aber es war Peter Franz noch immer nicht genug Zwischenraum zwischen sich und den Umwälzenden. Er ließ nun auch den Freund hinter sich zurück und stieg hinauf in den Wunderbau, der wie eine Offenbarung der Kunst ist. Schwindel und Ermüdung kannte der märkische Junker nicht und je höher er stieg, je wohler wurde ihm; schon hatte er vier der acht Wendeltreppen erstiegen, von der wunderschönen Stadt sah er nichts mehr, die Erde versank unter ihm, er schaute um sich nichts als weiße, goldumsäumte Wolkenmassen. Pfeifend, klingend, sausend in viel tausend Tönen und Stimmen fuhr der Wind um die steinernen Blumen, Zacken und Spitzen, die Brust des Junkers dehnte sich, noch wurde ihm das Athmen nicht saurer.

Jetzt lag die letzte Wendeltreppe hinter ihm,

vierhundert und fünfzig Fuß über der Meeresfläche, steht er in der Krone und er erinnert sich, daß eines Tages ein Hohenzollernsproß noch höher stieg; Carl Aemil, der Kurprinz, Luise Henriettens Sohn, dem das Herz brach über den Verlust von Staßburg, der war hundert und mehr Jahre früher bis auf das Kreuz hinaufgestiegen, aber Peter Franz sinkt in die Kniee und umfaßt das Kreuz, das hoch über der Revolution, hoch über der Krone in den Himmel hineinragt.

Der Sturm rüttelt mächtig an dem alten Bau, aber er erschüttert ihn nicht, und das Kreuz wankt nicht, aber hinein in die Wolken ruft der märkische Junker: „Tobe Du im Grunde, die Du der Hölle entstiegst, Revolution, wenn Du uns von der Erde vertreiben willst, dann steigen wir nur höher und höher, Alles, wonach Du die gierigen Hände ausstreckst, Krone, Altar, Adel, Treue in allen Ständen, Alles, was da fromm und feudal ist, im rechten Sinne, das hält sich fest am Kreuze, wie ich es jetzt halte und im Kreuze werden wir siegen!“

Drittes Kapitel.

Hoflager zu Pillnitz.

Wie sich Ludwig XIV. dicht bei Paris sein Versailles, sein Marly schuf, so schufen sich auch die deutschen Fürsten ihre Sommerschlösser. Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der gestrenge Soldatenkönig freilich, der nannte seinen Küchengarten bei Potsdam sein Marly, aber sein Sohn schon baute Sanssouci, bei Kassel erhob sich Wilhelmshöhe, Schwetzingen in Baden, Herrenhausen bei Hannover und unzählige andere. Auch die Kurfürsten von Sachsen hatten in der Nähe ihrer Residenz Dresden ihr Sommerschloß, Pillnitz, einst ein Besitz der Bünaus. Friedrich August III., ein kunstliebender Herr, ein Wohlthäter seines Landes, hatte das Schloß umgebaut; zwei Hauptflügel, in dem von ihm besonders bevorzugten japanischen Geschmack spiegelten sich im Elbstrom, und so viel es nur irgend anging hielt

er Hoflager in Pillnitz. Auch in der zweiten Hälfte des August Anno 1791 befand sich der Hof in Pillnitz, wo ein ganz ungewöhnliches Leben herrschte. Unaufhörlich kamen und gingen Staffetten, schwerfällige Kutschen rollten die Chaussee von Dresden her hinauf, und die Vorbereitungen, die in dem hübschen japanischen Schlößlein getroffen wurden, ließen auf ein großes Hoffest oder auf besonders vornehme Gäste schließen.

Da hielt ein stattlicher Wagenzug vor dem Schlosse, Läufer und Bedienten sprangen hinzu und halfen zwei Herren beim Aussteigen, die beide die Uniform des preußischen Bataillons Garde trugen; der eine war auffallend schön, wenn auch etwas stark, ein Herr gegen das Ende der vierziger Jahre mit großen blauen Augen, der andere ein hoch und schmal gewachsener Jüngling mit ernsten braunen Augen. Eine Wolke von Herren umgab beide, und folgte ihnen bis zum Vestibule, wo ihnen der Hofstaat des Kurfürsten entgegentrat und sie in die inneren Gemächer geleitete.

„Wer waren die beiden Herren?“ fragte ein Mann in grünem, mit schmalen silbernen Tressen besetzten Rock, den der Chef des Küchen-Departements seit ein paar Tagen als Schreiber angestellt hatte.

Der Angeredete, ein alter Silberverwahrer, der bei Hofe grau geworden war, sah den Fremden, dessen dunkle halb frechen, halb traurige Augen ihm nicht gefielen, mißtrauisch von der Seite an und sagte dann kurz: „Seine Majestät der König von Preußen und Höchstdessen Thronfolger!“

Der Küchenschreiber zeigte eine erstaunte Miene: „Es war doch gesagt, unser Allergnädigster Kaiser selbst werde zu Pillnitz eintreffen, das ist doch seltsam, daß nun auch der König von Preußen kommt!“

„Es ist nie etwas seltsam bei Hofe, merke Er sich das,“ fuhr der alte Hausofficiant auf, „wenigstens sagt man es nicht.“ Er begab sich in seine Silberkammer, der Küchenschreiber aber rieb sich die Hände und murmelte: „Man fragt bei Hofe auch manchmal nach Dingen, die man recht gut weiß, um so einen alten Tyrannenknecht wie Dich auf die falsche Spur zu leiten! Brauchst es gar nicht zu wissen, daß ich den vielgeliebten dicken Wilhelm recht gut kenne. Bin aber doch neugierig, welches Komplott wider die junge Freiheit geschmiedet werden soll.“

Der Küchenschreiber versuchte es von einem langen Gange aus das Gefolge des Königs von Preußen zu beobachten; plötzlich fuhr er zusammen, „Der lange Griebnitz,“ sagte er zu sich selbst, „der

darf mich hier nicht sehen, er könnte mich doch erkennen!“

Der lange Griebnitz, wie ihn der Küchenschreiber genannt hatte, war eben im Begriff, mit den anderen Herren des Gefolges sich zu einer Audienz bei dem Kurfürsten zu begeben, um diesem vorgestellt zu werden; trotz seiner Jugend hatte er etwas Imponirendes und mußte wohl bei seinem Monarchen in besonderer Gunst stehen, denn als der Legations-Sekretär Doktor von Griebnitz vorgestellt wurde, bemerkte Friedrich Wilhelm II., welcher der Audienz anwohnte: „Ein junger Diplomat, der mir in den letzten zwei Jahren manchen guten Dienst geleistet hat, ein enormes Sprachtalent!“

Der Kurfürst unterhielt sich einige Minuten mit dem also empfohlenen jungen Manne, dessen Augen beim Lobe seines Königs hell aufleuchteten. Dann winkte der Kronprinz ihn zu sich heran und beide befanden sich bald in einem sehr ernsthaften Gespräch.

Während in Frankreich die Revolution mit Riesenschritten vorwärts ging, hatte sich Peter Franz mit einem wahren Feuereifer in die diplomatische Laufbahn gestürzt. Sein rascher Blick, das enorme Sprachtalent, welches auch der König erwähnt hatte,

wurden bald bemerkt, seine Sicherheit, seine gewinnenden Manieren empfahlen ihn ebenfalls und so war er denn zu Sendungen an die verschiedensten Höfe benutzt worden; er hatte sie alle mit großem Geschick ausgeführt und galt für einen der ehrgeizigsten jungen Männer am Berliner Hofe. Man that ihm Unrecht, Peter Franz dachte gar nicht mehr an sich selbst, nicht einmal viel an Griebnitz, er hatte nur einen Gedanken: Kampf gegen die Revolution! Sie durfte ihr Haupt nicht höher heben, sie durfte ihren Fuß nicht auch nach Deutschland setzen, wo Zündstoff genug lag, die Könige mußten ihr den Kopf zertreten. Aber die Könige zeigten natürlich wenig Lust dazu, bis der rasende Pöbel in Paris es wagte, seinen König, seine Königin ins Gefängniß zu schleppen. Da war's König Friedrich Wilhelm von Preußen, dessen Herz sich bäumte wider solchen Frevel, und nur ein Gedanke erfüllte ihn, seinem Königlichen Bruder ein Retter und Befreier zu werden. Peter Franz triumphirte, aber es erhoben sich auch unzählige Stimmen gegen diesen Plan; und noch war kein entscheidender Schritt geschehen, als Griebnitz die Weisung erhielt, den König und den Kronprinzen nach Pillnitz zu begleiten. Da war er denn nun

und hielt seine Augen offen; denn daß der König nicht ganz plötzlich von seiner Truppen-Revüe in Schlesien aus nach Pillnitz statt nach Potsdam gegangen war, nur um dort an einer Reihe von Hoffesten Theil zu nehmen, das wußte er recht gut. Hatte er doch den Aufruf des Kaisers Leopold an alle europäischen Fürsten gesehen, in denen er sie ermahnte, die Sache des Königs von Frankreich zu der ihrigen zu machen, die Königliche Familie aus der Gefangenschaft zu befreien und jede ihr zugefügte Beleidigung zu rächen; auch keine anderen Gesetze in Frankreich gelten zu lassen als die, welche der König selbst genehmigen werde, sobald er wieder Freiheit des Handelns habe.

Inzwischen gab Friedrich August seinen Gästen ein Fest über das andere, und Peter Franz nahm an denselben eifrig Theil. Wie überall waren ihm auch hier die Frauen besonders hold, und wie überall verdroß es ihn auch hier, der verwöhnte Liebling zu sein. Er blieb der artige, zuvorkommende Kavalier, aber tieferes Interesse flößte ihm auch hier kein Weib ein; nicht das geringste Liebesabenteuer war Herr von Griebnitz nachzusagen, uud vielleicht war es das, was den ernsten Kronprinzen immer mehr zu ihm hinzog.

Warum Friedrich Wilhelm II. nach Pillnitz gegangen war, trat klar zu Tage, als wirklich nach etlichen Tagen der Kaiser Leopold selbst, ebenfalls in Begleitung seines Thronerben, eintraf, gleich darauf aber der Graf von Artois mit einem glänzenden Gefolge französischer Kavaliere ankam.

Niemand achtete darauf, daß in der Kurfürstlichen Küche ein Mann saß, dessen dunkeln Augen nichts entging und der sich mehr als einmal triumphirend die Hände rieb. Auch Peter Franz ahnte nichts davon, denn gerade ihm ging der Mann am geflissentlichsten aus dem Wege, und der junge Diplomat, der wohl das Raubgezücht sah, welches auf die Throne einhackte mit seinen scharfen Schnäbeln, war doch noch zu unerfahren, um auch das Gewürm zu beachten, welches sie in aller Stille annagte.

Nach der Ankunft des Kaisers hörten die Gespräche des Kronprinzen mit Griebnitz fast ganz auf; die beiden jugendlichen Thronerben schlossen sich an einander an, aber Peter Franz fühlte sich nicht gekränkt und zurückgesetzt, er hatte gar nicht Zeit darüber nachzudenken, denn sein Herz war voll unendlichen Jubels.

Er hatte der Ankunft des Grafen Artois und

seines Gefolges nicht beigewohnt, weil er mit einigen Hofdamen der Kurfürstin Maria Amalia, einer baierischen Prinzessin, eine Gondelfahrt auf der Elbe gemacht hatte. Als er sich auf sein Zimmer begeben wollte, kam ihm Spiesicke, der noch immer im Dienste seines Junkers stand, entgegen und erzählte ihm, während er ihn frisch frisirte, von der Ankunft der französischen Herren.

Die Augen des märkischen Edelmannes leuchteten auf, das war wieder ein Schritt weiter, plötzlich aber sagte Spiesicke mit schier unheimlichem Grinsen: „Herr Doktor," — so nannte er seinen jungen Herrn jetzt ausschließlich, denn er hatte eine unendliche Ehrfurcht vor diesem Titel, „den wir uns in Halle erstudirt," wie er sich ausdrückte, „ich soll Sie gleich zu einem der französischen Herren führen, Ihnen aber nicht sagen, wie er heißt, es ist auch so eigentlich kein französischer Herr, sondern mehr ein deutscher."

Spiesicke konnte den Zopf seines Herrn kaum fertig wickeln, so ungestüm fuhr der auf, von einer Ahnung ergriffen. Er trieb den Alten zur Eile und fand dessen Gang unendlich langsam, als er ihn endlich in den Flügel führte, in dem der Herr wohnen sollte. Ein Klopfen, eine rasche Meldung,

der Ruf einer theuren Stimme: „Mein Junge, mein Peter Franz!“ und Griebnitz lag in den Armen des Dichtergrafen.

Sieben Jahre waren ins Land gegangen, seit die Beiden am Silberteich gerastet hatten, Peter Franz war ein Mann, Graf Louis aber ein Greis geworden. Der Eine sah mit Stolz, der Andere mit leisem Weh die Veränderung, die sieben Jahre hervorgebracht hatten. Eins aber war dem Grafen geblieben: sein schönes, trauriges Auge. Mit seiner klangvollen Stimme sagte er: „Du siehst mich erstaunt an, mein Junge, daß ich alt geworden bin; das haben die letzten zwei Jahre gethan, ich war ja in der Höhle des Löwen! Weißt Du, was die Revolution ist?“

„Eine Ausgeburt der Hölle,“ rief Peter Franz mit glühenden Augen, mit geballten Fäusten, „und ich hasse sie aus tiefster Seele.“

„Sie ist auch ein furchtbares Strafgericht Gottes,“ sagte Graf Louis leise, „der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; die Bourbonen haben schwere Schuld auf sich geladen; der französische Adel ist nicht schuldlos an dem Geschick, das über ihn kommt,

der dritte Stand ist die Gottesgeißel, die ihn darnieder wirft, bis —"

„Eines Tages ein vierter Stand kommt und die Sünden des dritten rächt," fiel Peter Franz ein.

„Ich weiß das nicht," entgegnete Graf Louis mild, „ich kenne Gottes Wege nicht, das aber weiß ich, diese Revolution hätte besiegt werden können, wenn Adel und Klerus einig gewesen wären! Die Beiden vereint, bilden die festeste Mauer wider die Revolution. An jeder Kirche, die ein treuer Priester verwaltete, an jedem Schlosse, darin ein echter Edelmann saß, haben sich ihre Wellen gebrochen, es waren ihrer nur nicht genug."

Der Graf seufzte schwer auf und Peter Franz fragte: „Sie sind aber doch damit einverstanden, daß unser König und Herr den Degen zieht für König Ludwig?"

„Von ganzem Herzen," entgegnete Graf Louis; „aber wenn ich ein französischer Edelmann wäre, ich hielte mich für ehrlos, fremde Hilfe anzurufen, fremde Krieger auf den heiligen Boden meines Vaterlandes zu führen; hätte Frankreichs Adel zur rechten Zeit die Hand für seinen König erhoben, er brauchte jetzt nicht um Hülfe zu betteln bei Fremden!"

„Der König hatte ihn wehrlos gemacht, denken

Sie an die Auflösung der Haustruppen, es war ja gerade, wie wenn ein Lehnsherr seine Leute selbst der Pflicht entbindet!“

„Und wenn der König seine Treuen verließ, sie durften ihn nicht verlassen,“ rief Graf Louis mit leuchtenden Augen, „nicht nur für die Person des Königs, auch für die Idee des Königthums müssen sie kämpfen. O, Kind, wer nicht mehr für die Fahne kämpft, der ist ein Deserteur, nichts Anderes!“

„Onkel Louis,“ erwiderte Peter Franz, „Sie haben meinem ganzen Leben Inhalt und Richtung gegeben, glauben Sie mir, so lange ich athme, halte ich auch an der Idee, der Fahne fest!“

„Nicht den äußeren Vortheil der Partei oder des Standes bedenken,“ mahnte Graf Louis, „den idealen im Auge haben, ob sie Dich auch einen Schwärmer nennen, es ist das einzig Richtige. Aber laß uns von der Politik abbrechen, sie ist allzu trübe, laß uns reden von Dir und mir.“

Das war ein langes Erzählen und Reden, sie meinten gar nie fertig werden zu können; zuletzt sagte Graf Louis: „Wenn meine Geschäfte hier zu Ende sind, werde ich Seine Majestät um Urlaub nach der Stoßenburg bitten. Gräfin Konstanze, die

seit zwei Jahren mit ihren Kindern dort lebt, hat mir nach Paris geschrieben, daß sie bei der heillosen Wirthschaft, die mein Bruder und Cousine Claire seit meines Vaters Tode dort führen, ernstliche Unruhen fürchte. Willst Du mich begleiten?"

„Wenn ich Urlaub erhalte, gern!" Er fragte nicht, warum Konstanze allein auf der Stoßenburg lebte, er hatte es ja schon in Berlin gehört, daß ihr Gemahl sie verstoßen habe und in Paris zu den wildesten Revolutionären gehöre. Er wußte auch, daß hierin der Grund lag zu dem Altwerden des Grafen Louis; aber er rührte mit keinem Wort an diese schmerzende Wunde. Sonnig aber leuchtete ihm der Gedanke, noch einmal mit Onkel Louis am Silberteich sich der Kunst hinzugeben. Seine Flöte hatte ohnehin jetzt Ruhe und Traumpeter nannte ihn höchstens noch seine Mutter aus alter Angewohnheit, er hatte das Träumen fast verlernt.

Mit aufrichtiger Theilnahme vernahm Graf Louis, welche Stürme durch seines Lieblings Vaterhaus gebraust hatten, hörte er von Paul Ferdinands Schicksal, und ernst sagte er: „Quäle ihn nicht mit Briefen, nicht mit Bitten, laß ihn sich selbst wiederfinden!"

Ein wenig in Ungnade sank Peter Franz doch

bei den Damen, denn er widmete sich fast ausschließlich dem Legationsrath, der freilich auch lange Unterredungen mit dem Monarchen hatte; zu seiner großen Freude ward ihm Peter Franz zur Hülfe gegeben und Beide arbeiteten nun gemeinschaftlich für die Rettung des Königthums. Dadurch kam Griebnitz auch viel in die Nähe der Fürsten und namentlich Kaiser Leopold gewann den jungen Mann lieb. Unter der Hand ließ er ihm den Vorschlag machen, in Kaiserliche Dienste zu treten, aber Peter Franz entgegnete ruhig: „Ein preußischer Edelmann dient nur seinem König, dem aber bis zum letzten Blutstropfen."

Das Wort mußte weiter getragen worden sein, denn Friedrich Wilhelm II. war seitdem noch gnädiger gegen Peter Franz als vorher, und der Kronprinz reichte ihm eines Abends die Hand mit den Worten: „Bin auch ein Preuße, diene auch nur meinem König!"

Je mehr aber Peter Franz für das Königthum arbeitete, desto weniger gefielen ihm die französischen Herren, die den Grafen Artois nach Pillnitz begleitet hatten. Um den Grafen selbst schwebte ein solcher Zauber von Ritterlichkeit und Liebenswürdigkeit, daß er sich demselben nicht entziehen konnte

und seine unleugbaren Schwächen darüber gänzlich vergaß; sein Gefolge aber schien ihm die Worte seines Onkels zu bestätigen: der französische Adel ist nicht schuldlos an dem Geschick, das über ihn kommt, nur an den treuen Marquis de Bouillé, der die ohne seine Schuld verunglückte Flucht Ludwigs XVI. geplant und ins Werk gesetzt hatte, schloß er sich näher an. Durch ihn erfuhr er, daß auch Graf Louis Stoßenburg an diesem Fluchtplan betheiligt gewesen und gleich ihm nur mit Mühe dem Kugelregen der Republikaner entgangen war.

Endlich, endlich, viel zu langsam für die Ungeduld der Franzosen, entschlossen sich Friedrich Wilhelm und Leopold zu einem Bündniß, dem der sächsische Kurfürst aber nicht beitrat, und erließen eine Erklärung, nach welcher sie die Lage des Königs als einen Gegenstand ansahen, der alle Herrscher Europas zu gleicher Theilnahme bewegen müßte, und hofften, alle würden nach Verhältniß ihrer Kräfte beitragen, dem Könige von Frankreich die Wiederherstellung der monarchischen Regierung möglich zu machen; sie beide, der Kaiser und der König von Preußen, sind entschlossen, in dieser Voraussetzung und ohne Verzug gemeinschaftlich und mit der nöthigen Macht zu Werke zu gehen.

Noch sollte diese Erklärung geheim bleiben, denn Friedrich Wilhelm II. erkannte wohl, daß ein Angriffs-Krieg gegen Frankreich die Sache des unglücklichen Königs nur verschlimmern könne, gerüstet wollte man dastehen für den Fall, daß die Revolution über die Grenzen Frankreichs hinaus schreite, mit Blitzesschnelle aber war die Kunde von derselben nach Paris gedrungen, und die Revolution säumte nicht, die Schreckensmäre von einer Verschwörung aller europäischen Fürsten gegen Frankreich zu ersinnen, eine Märe, die blutige Früchte tragen sollte, besonders da auch die französischen Prinzen, mehr als klug war, über das Bündniß Preußens mit Oesterreich sprachen.

Warum aber war der fremde Küchenschreiber am Tage, nachdem der Graf Artois ganz laut im Schloßgarten mit den Herren seines Gefolges über dieses Bündniß gesprochen hatte, plötzlich verschwunden? Die Herrschaften wußten nichts von hm, und der Hofmarschall ärgerte sich, daß er einen fremden Menschen angestellt hatte, der mit einem silbernen Besteck durchgegangen war, wodurch sich sein Verschwinden hinlänglich erklärte. Lange Monate nachher kam das gestohlene Gut in einem

Brunnen zum Vorschein, der gereinigt werden sollte, da mag man denn doch stutzig geworden sein, aber da war's jedenfalls zu spät, noch eine neue Verfolgung anzustellen, auch waren unterdessen Dinge in Europa geschehen, die dergleichen Fälle von Spionage und Verrath völlig gleichgültig erscheinen ließen; die Ursache verschwand hinter dem Erfolge.

Der Aufenthalt der Monarchen dauerte nach dem Abschlusse des Bündnisses noch etliche Tage, man hoffte noch immer auch Friedrich August dafür zu gewinnen, freilich vergeblich; Peter Franz konnte sich also der Freude eines Verkehrs mit dem geliebten Onkel ziemlich ungestört hingeben. Graf Louis staunte immer mehr über die innerliche Reife des jungen Mannes, dessen Charakter vollständig entwickelt war in einem Alter, wo er sich bei Anderen erst anfängt zu bilden. Etwas Frühreifes hatte er ja immer gehabt, es war nur nie unangenehm aufgetreten, weil er dabei so viel jugendlich Frisches besessen hatte. Jenes kindlich Fröhliche hatte er freilich nicht mehr, im Gegentheil der ernste Zug trat immer entschiedener hervor, dafür aber hatte er etwas Bescheidenes behalten, und da er außerdem seine Jugend so sorgfältig verbarg wie eine verblühte Schönheit ihr Alter, so stieß er nur selten

damit an, wenn er in Gegenwart Aelterer fest und sicher für seine Meinung einstand.

Wie damals auf der Stoßenburg wirkte Peter Franz auf den Grafen, wie ein frischer Trunk aus dem Jugendbrunnen und man sah die beiden Verwandten fast nur Arm in Arm. Dem immerhin älter gewordenen jungen Freunde gegenüber ging der Graf auch mehr aus sich heraus, er sprach, was er sonst selten that, über sich selbst, über eigene Erlebnisse und Erfahrungen und dann lauschte ihm Peter Franz ganz besonders andächtig.

So wanderten sie auch an einem schönen Mondschein-Abend am Ufer der Elbe entlang, Peter Franz ergoß wieder einmal seinen ganzen Zorn und Schmerz über das Vordringen der Revolution in heftigen Worten, so daß Graf Louis endlich sagte: „Hast Du denn gar keinen anderen Gedanken mehr, armes Kind!“

„Nein, Onkel,“ entgegnete er, „wenn ich auch wollte, ich kann nichts Anderes denken, als an das unglückliche Königspaar im Gefängniß und die Meute, die nach seinem Blute lechzt.“

„Nach seinem Blute,“ stöhnte der Graf, „glaubst Du das wirklich!“

„Sie denken es Alle," erwiderte Peter Franz, „dieser Robespierre, dieser Marat, Pétion und wie sie heißen, haben sie die Macht, ihre Gedanken zur That werden zu lassen, dann thun sie es; was würde die Welt erleben, wenn diese Gedanken offenbar würden?"

„Peter Franz," erwiderte Graf Louis langsam und ernst, „dazu brauchten wir nicht Robespierre und Marat, auch die Gedanken der Besten würden ein entsetzliches Schauspiel gewähren, wenn Gott sie augenblicks zur That werden ließe!"

Der junge Diplomat blickte zu Boden und schwieg, der ältere aber sprach weiter: „Sieh, mein Kind, mir ließ Gott der Herr einmal einen schwarzen, sündigen Gedanken zur That werden, seitdem bin ich ein gebrochener Mann, seitdem breche ich aber auch nur über Sünden, nicht über Sünder den Stab. Dein armer Bruder hat schwer daran getragen, daß er sich für einen Mörder halten mußte, aber er hatte doch keinen Mord beabsichtigt, während ich — wirklich ein Mörder bin, wenn auch nicht vor dem Gesetz, so doch vor Gott und meinem eigenen Gewissen."

Entsetzt starrte Peter Franz den Grafen an, dieser aber fuhr traurig fort: „Du hast mich sehr

lieb, mein Sohn, und der Dichter hinterließe dem Traumpeter sein Bild gern unbefleckt, aber der Christ ist dem Christen Wahrheit schuldig und Du sollst sie hören! Ich weiß, Du wirst meine Hand nicht zurückstoßen, denn Du bist auch ein Christ, aber die liebende Bewunderung, mit der Du zu mir aufgeschaut hast, die darf ich nicht mehr beanspruchen. Es ist eine kurze Geschichte, die ich Dir mittheilen will, aber sie möge Dich vor bösen Gedanken warnen, vor Haß und Neid besonders. Sieh, der Dichtergraf ist auch einmal jung gewesen und hat ein heißes Herz gehabt voll Liebe für alles Schöne und das Schönste dünkte ihm ein zartes Mädchenbild, dem er all seine Lieder weihte. Gräfin Aemilia aber liebte nicht mich, sondern einen meiner Vettern, der mir immer feind gewesen war, schon als wir noch auf der Klosterschule zu Roßleben zusammen waren. Als junge Studenten waren wir sehr hart aneinander gerathen; er hatte mich empfindlich an meiner Ehre gekränkt. wir schlugen uns und ich verdanke ihm die Narbe, die ich noch heute auf der Stirn trage. Nun kreuzte er meinen Pfad abermals uud stahl mir das Herz der Geliebten, da schwollen Neid und Haß in meiner Seele schier unförmlich an, wende Dich

schaudernd ab, Peter Franz, die Hand zuckte mir mehr als einmal nach dem Degen, ich hätte ihn morden können, kalten Blutes, aber er ging jetzt geflissentlich jedem Streit mit mir aus dem Wege.

„Aemilia's Einfluß auf sein stolzes, trotziges Herz war unverkennbar, er suchte sich mir zu nähern, ein besseres Verhältniß anzubahnen zwischen uns Beiden; aber ich, damals noch ein Weltkind in des Wortes vollster Bedeutung, ich wollte nicht. Wir waren beide die Gäste eines alten Onkels, dessen reiche Jagdgründe in Norddeutschland sprüchwörtlich waren, und beide eifrige Jäger. Eines Nachmittags war er wieder zu Aemilia's Eltern gefahren, die nicht weit davon wohnten, ich höre noch das Stampfen der Rosse vor dem Wagen, der ihn hinwegführte; ich begab mich in den Wald, meine Büchse in der Hand, der Förster hatte mir verrathen, daß ein starker Hirsch dicht bei einem kleinen Teiche wechsele. Es war stilles, heiteres Wetter, meinen Hund neben mir, hinter mir meinen Büchsenspanner hielt ich mich regungslos auf dem Anstand; aber die Gedanken jagten wirr durcheinander, immer wirrer, je dunkler es wurde. Sie folgten dem glücklichen Nebenbuhler und der Haß krampfte mir das Herz zusammen; so bedient sich der Teufel des

Heiligsten auf Erden, der Liebe, um uns zu fangen. Endlich blieb mir nur ein Gedanke klar und fest im Sinne, es mußte doch das Beste für mich sein, wenn er todt wäre; sein Tod, das war's, was mich förmlich verfolgte, ich hätte jauchzen können bei der Vorstellung, ihn todt vor mir zu sehen oder ihn nur im Bereich meiner Kugel zu wissen, da regte es sich zwischen den Bäumen — der Hirsch — ich zielte, drückte ab und ein lauter Schrei tönte durch den Wald. Mein Hund schlug an und jagte davon; ich warf die Büchse fort und eilte ihm mit gesträubtem Haar nach, da lag wohl eine dunkle Masse unter den Bäumen, aber ein Hirsch war's nicht. Mein Büchsenspanner trug ein Feuerzeug bei sich, er schlug Licht, Peter Franz, mein verbrecherischer Gedanke war zur Wahrheit geworden, meine Kugel hatte die Brust meines Feindes durchbohrt. Auf dem Rückwege von Aemilia's Elternhause hatten die Pferde gescheut, er war mit genauer Noth der Gefahr entgangen von ihnen geschleift zu werden und hatte den Kutscher mit den wieder ruhiger gewordenen Thieren bei dem gänzlich zerbrochenen Wagen gelassen, um Hülfe zu holen; dabei hatte er sich im Forste verirrt und war mein Opfer geworden. Frage mich nicht, mein Kind,

was ich seit jenem Tage gelitten habe, an eine Schuld meinerseits glaubte ja Niemand; im Gegentheil, man beklagte mich und nahm den größten Antheil an mir, nur Aemilia zeigte eine tiefe Abneigung gegen mich, die ich als Strafe für mein Verbrechen geduldig hinnahm. Seit dem Tage habe ich mich vor Haß und Neid gehütet, still aber ist meine Seele erst geworden, als ich durch einen alten Schäfer, wie ich Dir schon einmal sagte, auf das Kreuz des Herrn verwiesen wurde, an dem er alle Sünden getilgt hat. Das Gewissen schweigt noch immer nicht ganz, aber ich flüchte mich dann zu Ihm und es wird ruhig in mir. Einsam bin ich durchs Leben gepilgert, Aemilia heirathete später den Grafen Warkland, Konstanze Stoßenburg ist ihre Tochter."

Der Graf schwieg hochaufathmend, in den Augen seines Zuhörers blinkte eine Thräne; jetzt faßte er die Hand des Grafen und sagte leise: „Armer Onkel Louis, begreifen kann ich, was Sie gelitten haben, aber Alles, was Sie mir da sagten, hat meine bewundernde Liebe, wie Sie mein Gefühl für Sie ganz richtig benennen, nicht vermindert."

„Mein guter Junge," erwiderte Graf Louis bewegt und drückte die Hand des jungen Vetters·

Sie waren wieder in der Nähe des Schlosses angelangt, in einem der beiden Flügel waren im zweiten Stockwerk die Fenster geöffnet und zauberisch weiche, bald klagende, bald jubelnde Töne drangen aus denselben, über dem Spiegel der Elbe erzitternd. Jetzt war's ein schmelzend Liebeslied, nun klang es wie der Marsch preußischer Grenadiere, jetzt war's die Melodie aus Gretry's Oper: Richard Löwenherz: „O Richard Du mein König", nun eine freie Phantasie, bis sich das alles auflöste in die feierlich erhabene Melodie des Schlußchors aus Händels: Israel in Aegypten!

„So klagt und jubelt nur ein Instrument," sagte Graf Louis, „das Cello!"

„Und so spielt das Cello nur Einer," flüsterte Peter Franz, „unser König!"

Viertes Kapitel.

Vor der eisernen Thür.

„Wer sind die Leute, die so eilig hinter uns herkommen, Peter Franz?“ fragte Graf Louis acht Tage später seinen jungen Vetter, mit dem er zur Stoßenburg hinanritt.

„Fast möchte ich behaupten, es sei der Müller Wolbach,“ entgegnete Griebnitz, sich umschauend, „mit etlichen Müllerknechten, die Anderen scheinen Jäger und Förster zu sein.“

„Was mag geschehen sein?“ rief der Graf unruhig, „es liegt bleischwer auf meiner Seele, die Dörfer waren entweder wie ausgestorben oder es herrschte eine seltsame Unruhe in ihnen; man grüßte mich kaum, während mir sonst alles entgegen jubelte. Ist das Gift wirklich bis hieher gedrungen?“

„Es sind in den letzten Jahren hier und da Ausschreitungen vorgekommen,“ bemerkte Peter

Franz, „namentlich wo die Gutsherren ungebührliche Frohnen auflegten.“

„Wenn es wirklich Wolbach mit seinen Leuten ist,“ meinte Graf Louis, „so laß uns warten, bis sie heran sind; der treue Mann wird uns wohl die Wahrheit sagen!“

In wenigen Minuten hatte Wolbach, denn er war es wirklich, mit seinen Leuten die beiden Reiter erreicht; als er sie erkannte, zog er seinen Hut und rief: „Gott sei Dank, daß Sie es sind, Herr Graf, vielleicht können Sie das Schlimmste abwenden!“

„Was meint Ihr,“ fragte der Legationsrath erschreckt.

Der Müller schien um eine Antwort verlegen. „Mann, sagt mir die Wahrheit, um Eurer Mutter willen, die sie keinem Stoßenburg verhehlt hätte!“ rief Graf Louis.

„Graf August hat die Leute unerhört gedrückt, Herr Graf,“ entgegnete Wolbach, „ich bin ihm vorstellig geworden, aber er hat mir erwidert, der aufrührerische Geist, der jetzt Mode sei, der sei nur durch die äußerste Strenge zu bändigen. Wir haben schwere Jahre gehabt, Herr Graf, auf der Stoßenburg wird gepraßt und geschwelgt, der Herr Graf und Fräulein Claire können nicht genug bekommen

an Festen und Lustbarkeiten; die Leute hungern, ohne Gräfin Konstanze, die sie wie einen Engel verehren, wäre es schon längst zum Ausbruch gekommen. Hetzt doch Fräulein Claire selbst an den Leuten und erzählt ihnen von Freiheit und Menschenrechten, jetzt wollen sie sich das alles holen von der Stoßenburg!"

Dem Grafen Louis wollten die Zügel entsinken: „Die Revolution auf der Stoßenburg," murmelte er, dann wendete er sich wieder an Wolbach. „Konntet Ihr nichts thun?"

„Ich habe gethan, was ich konnte," erwiderte der Mann bekümmert, „aber ich bin seit Monaten nicht hinaufgekommen!"

„Was hat man Euch gethan?" fragte der Graf, er sah es dem Manne an, daß dem noch etwas Besonderes widerfahren war auf der Stoßenburg.

„Sie wollten mir mein Kind, mein Mariechen, verderben," fuhr Frau Annchens Sohn auf, „einer von Fräulein Claire's Freunden hatte ein Auge auf sie geworfen, Gräfin Konstanze gab mir einen Wink und ich ging hinauf, mir mein Kind zu holen, das der Gräfin so gern diente. Dabei habe ich dem gnädigen Fräulein die Wahrheit gesagt, derb und ungeschminkt, es erwiderte mir, ich sei ein

Narr und meine Marie müsse es sich zur Ehre schätzen, wenn sie geliebt werde. Die Liebe sei frei, keinem Zwange unterworfen, die Blumen würden auch gebrochen, es sei ihre Bestimmung und sie klagten nicht, ja, ja, ich habe gut behalten, auch die Menschenrechte kamen wieder vor, ich aber sagte ihr, ich frage nichts nach ihren Menschenrechten, mein Vaterrecht aber sei, mein Kind zu schützen vor Schande, da kam der Graf dazwischen und rief: ‚Was macht der Bauer da so viel Redens um seine Dirne!‘ Ich wurde heftig und der Graf wies mir die Thür! Ja, Herr Graf, sie haben meiner Mutter Sohn die Stoßenburg verboten!“

Graf Louis antwortete nicht; aber es war ihm zu Muthe, als müsse ihm das Herz brechen; Peter Franz wagte nicht ihn anzusehen, auch in seiner Brust stürmte es.

„Und dann?“ fragte der Legationsrath nach einer langen Pause, „was ist dann geschehen und warum kommt Ihr heute doch zur Burg?“

„Gräfin Konstanze rief mich zu Hülfe durch einen Diener, dem es gelungen war, meine Mühle zu erreichen,“ lautete die Antwort, „ich wollte nicht kommen, hatte der Graf dem Müller seine Burg verschlossen, so wollte der sie auch nicht wieder be=

treten; trotzig legte ich mich wieder zum Schlafe nieder, denn mitten in der Nacht war der Veit gekommen mit der Meldung, die Leute rotteten sich in den Dörfern in bedrohlicher Weise zusammen, sie wollten in aller Frühe auf die Stoßenburg; mochten sie doch, dachte ich, was ging's mich an? Aber im Traum stand meine Mutter vor mir und mahnte mich an das Versprechen, das ich einst dem Grafen Busso gegeben, damals als Gräfin Konstanze heirathete, wo ich's schon kommen sah, wie es gekommen ist! Da habe ich mich denn aufgemacht, sobald ich wach war und zusammengesucht, was ich an treuen Leuten fand, die Anderen waren richtig schon hinauf gestürmt zur Burg, Gott gebe, daß wir zur rechten Zeit kommen!"

Wortlos reichte Graf Louis dem treuen Manne die Hand, er reichte sie auch den Anderen, die diesem folgten und mancher küßte sie ehrerbietig. Dann ging's weiter, den steilen Weg zur Burg hinan. Vor der Thorhalle stiegen die beiden Herren von den Pferden und übergaben sie einem der Leute, der sie in den Stall bringen sollte. Den Thorwächter fanden sie geknebelt am Boden liegen und nachdem sie ihn befreit hatten, stürmten sie weiter. Aus dem inneren Hof drang Geschrei und

Hülferufen an ihr Ohr, so waren die aufrührerischen Bauern schon in das Innere der Burg gedrungen!

Diese Ahnung wurde zur Wahrheit; offenbar hatten einzelne von den Dienstleuten der Burg mit den Unzufriedenen gemeinschaftliche Sache gemacht, so daß diese leichteres Spiel gehabt hatten. Wie man im Fluge erfuhr, hatte eine etwa hundert Köpfe starke Bande den Grafen August zu sprechen begehrt; man wollte ihn zwingen die Burg mit Fräulein Claire zu verlassen, die trotz alles Fraternisirens, wie man das in Frankreich nannte, mit den Unterthanen ihres Vetters fast noch verhaßter war als dieser, da sie wohl viele schöne Reden über Freiheit und Gleichheit hielt, aber nie eine Hand für die Nothleidenden, Unterdrückten rührte. An jener Stelle sollte Gräfin Konstanze die Herrschaft führen, denn den Grafen Leopold betrachtete sie wie einen Todten und sein Sohn Alfred war ein Knabe von vier Jahren. Graf August hatte sich geweigert, die Leute vor sich zu lassen, obgleich Fräulein Claire ihn beschwor, nachzugeben. Das thörichte, alte Mädchen hatte den Kopf verloren und zitterte vor denen, die es so oft mit süß flötender Stimme seine Brüder genannt, die sich nun die Menschenrechte holen wollte, von denen es ihnen so viel vor-

gefabelt hatte. Nur Gräfin Konstanze behielt Fassung, ihr sechsjähriges Töchterchen an der Hand, ihren Knaben auf dem Arme war sie der schreien=den und tobenden Rotte entgegen getreten, wie Peter Franz erst viel später durch die Dienerschaft erfuhr; man war ihr ehrerbietig begegnet, man hatte ihr kein Haar gekrümmt, aber man hatte sich doch den Weg bis zu dem Grafen August er=zwungen und von ihm Abstellung der ungerechten Frohnen, Entschädigung für den Wildschaden und ähnliche Dinge gefordert, zu denen man im Grunde nicht unberechtigt war, die aber auf diese Weise zu fordern jedenfalls unberechtigt und ungesetzlich heißen mußte.

Graf August brach in heftigen Zorn aus; er wies mit rauhen, beleidigenden Worten jedes Zu=geständniß ab, ja, er drohte die Lasten noch zu er=höhen und schloß damit, daß er Gräfin Konstanze sammt ihren Kindern von der Stoßenburg, deren alleiniger Herr und Gebieter er sei, auf ihre eigenen Güter schicken werde. Da war der Sturm losge=brochen, mit Mühe und Noth hatte Gräfin Kon=stanze den erregten Leuten gewehrt, damit sie sich nicht thätlich an dem Grafen und Fräulein Claire vergingen; endlich war auch ihr Einfluß nicht mehr

mächtig genug gewesen, das Verderben aufzuhalten. Man hatte den Grafen in seinem Zimmer eingeschlossen, wo er, wie ein gefangenes Raubthier im Käfig, wuthschäumend auf und ab lief; Fräulein Claire aber hatte man gezwungen, in der Küche den Bratspieß zu drehen. Die Keller und Vorrathskammern waren erbrochen worden; der edelste Wein floß in Strömen und da er der tobenden Rotte nicht einmal mundete, so zerschlug sie die Fässer und ließ ihn auslaufen. Konstanze lag, ihre Kinder fest an sich gedrückt, in der Kapelle betend auf den Knieen. Ach, sie war nur auf den ausdrücklichen Befehl ihres Gemahls auf die Stoßenburg gegangen, denn sie hatte weder für ihren Schwiegervater noch für Cousine Claire ein Herz; aber so wenig Graf Leopold seine Gemahlin auch liebte, so sehr sie ihm in Paris namentlich mit den Kindern im Wege war, so verzehrte ihn doch die rasendste Eifersucht auf sie, obgleich sie ihm nie die leiseste Veranlassung dazu gegeben hatte. Auf der Stoßenburg war Cousine Claire, seine alte Freundin, die mit Argus-Augen die junge Frau bewachte und von den leichtsinnigen Lebemännern, die dort verkehrten, fürchtete er viel weniger, als

von solchen, die Konstanze etwa in der Einsamkeit ihrer Güter hätten aufsuchen können.

Gerade als der Lärm am tollsten war, erschien Wolbach mit seinen Leuten, denen Graf Louis und Peter Franz voran ritten. Muthig nahmen sie den Kampf mit den aufrührerischen Bauern auf, obgleich sie auf den ersten Blick sahen, daß sie in der Minderzahl und vor allen Dingen zu spät gekommen waren, um noch irgend welche Macht über die erhitzten Gemüther auszuüben.

Einzelne freilich ließen auf das ernste, freundliche Wort des Grafen Louis von ihrem tollen Treiben ab oder schlichen beschämt bei Seite, wenn sein mächtiges Auge sie traf, das heute nicht sanft träumend wie das eines Dichters, sondern zornig flammend wie das eines Richtenden war. Aber es waren nur einzelne, aus der Masse wurden auch gegen den Grafen Louis Drohworte laut.

Vor allen Dingen lag dem Grafen daran, seinen Bruder zu befreien, nachdem er erfahren hatte, daß Konstanze, von einigen treuen Dienern umgeben, in der Kapelle sei, die zu betreten der tobende Haufe bis jetzt nicht gewagt hatte. Aber gerade dadurch rief er den allgemeinen Unwillen gegen sich auf, die Wüthendsten unter der Bande

riefen ihm zu: „Ueberlassen Sie uns den Blutsauger, Herr Graf, lassen Sie uns mit ihm thun, was uns gut dünkt und es soll Niemandem auf der Burg weiter ein Leid geschehen, wir ziehen ab mit ihm und Sie haben Ruhe!“

„Schurke,“ donnerte ihn Graf Louis an, „er ist Dein Herr!“

„Wir wissen's, aber er hat uns zu hart gedrückt, wir machen's wie die Franzosen, wir sperren ihn ein, bis er sich bessert.“

„Und Sie mit, wenn Sie uns darin verhindern wollen,“ brüllte ein Zweiter, indem er drohend dem Grafen die schmutzige geballte Faust vor das Gesicht hält.

„Ja, Sie mit,“ wiederholte der Erste.

Das war zu viel für Peter Franz! Mit seinen langen Armen umfaßt er die beiden Kerle, die er um Kopfeslänge überragt und stößt sie mit den Köpfen zusammen, daß es aussieht, als müßte einer der harten Schädel am anderen zerspringen; zu gleicher Zeit hat Wolbach mit seinen Leuten die Thür zu Graf Augusts Zimmer gesprengt und ist hinein gedrungen.

Da schreit eine Stimme dicht am Ohr des Grafen Louis: „Ach, gnädigster Herr, sie sind vor

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

der eisernen Thür und wollen sie aufbrechen; leiden sie es nicht, das Glück der Stoßenburgs ist hin, wenn die Thür geöffnet wird!“

Es war die Eva Marie, die alte Beschließerin; seit sechzig Jahren hauste sie auf der Stoßenburg und nun mußte sie einen solchen Tag erleben!

Die Gedanken der Bauern wandten sich von dem Grafen ab auf die eiserne Thür; ein leiser Schauer durchlief einzelne: „Hindert sie daran,“ rief es aus der Masse heraus, „hinter der eisernen Thür lauert ein böser Geist, er zerreißt den Ersten, der sie aufbricht; er will ein Opfer haben!“ „Er soll es haben,“ heulte die Bande auf und von nervigen Armen wurde Graf August emporgehoben. Sie schleppten ihn bis vor die eiserne Thür, Graf Louis, Peter Franz, Wolbach und seine Leute suchten ihn vergebens zu befreien, Gräfin Konstanze eilte mit ihren Kindern herbei, der kleine Graf, durch die vielen Menschen erschreckt, begann zu schreien, Comtesse Amöne hatte das Kleid ihrer Mutter gepackt und sah mit großen blauen Augen ängstlich um sich. Ein unbeschreibliches Durcheinander entstand, mit Aexten, mit Brecheisen, mit allen möglichen Instrumenten versuchte man die eiserne Thür aufzubrechen, dicht vor derselben hielten vier Männer

den zitternden Grafen August fest, er sollte das Opfer des Hausgeistes werden, dann wollte man sich in die Schätze theilen, die er bewachte. Aber noch widerstand die Thür.

Peter Franz sowohl wie Graf Louis trugen, da sie eben von der Reise kamen, Pistolen bei sich, und die Hand des ersteren hatte mehr als einmal nach der Waffe gezuckt, aber Graf Louis beschwor ihn immer wieder, keinen Gebrauch von ihr zu machen. „Nicht durch uns soll das erste Blut vergossen werden," sprach er ernst, „Du weißt nicht, welches Echo ein Schuß in unseren Tagen hat, vielleicht bezwingen wir diesen Sturm doch noch!"

Peter Franz gehorchte widerwillig, die dumpfen Axtschläge gegen die Thür hallten fast unheimlich, da hatte sich Graf Louis durch die Menge durchgearbeitet, Peter Franz hatte ihm den Weg frei gemacht, so daß er jetzt dicht vor der eisernen Thür stand. „Zu mir her, was Stoßenburg heißt," befahl Graf Louis und im nächsten Augenblick stand Gräfin Konstanze mit den Kindern neben ihm.

„Laßt meinen Bruder los," herrschte der Dichtergraf die Leute an, die den Kammerherrn festhielten. Diese rührten sich nicht. „Gehorcht," donnerte Peter Franz, den die Geduld verließ, „oder ich schieße!"

Er hielt einem der Bauern die Pistole vor das Gesicht, der fuhr zusammen in dem eigenthümlichen Gefühl der Furcht vor der Schußwaffe, die allen Leuten eigen ist, die nicht mit ihr umzugehen wissen, auch die anderen bebten und ließen den Grafen los.

„So," sagte Graf Louis jetzt, „und nun will ich selbst diese Thür aufbrechen, aber wehe dem, der außer mir noch einen Schlag dagegen thut, ich bin auch ein geübter Schütze!"

Er erbleichte, als er es ausgesprochen hatte, aber nur einen Augenblick übermannte ihn die Erinnerung an die Kugel, die einst auf so furchtbare Weise ihr Ziel gefunden hatte, dann rief er mit hallender Stimme: „Bei meiner Seelen Seligkeit schwöre ich, daß ich nicht weiß, was hinter dieser Thür verborgen ist, sind es Schätze, so sollen sie Euer sein, aber dann verlaßt die Stoßenburg auf der Stelle, ist es ein Geist, dann will ich sein Opfer werden, ich ganz allein, hört Ihr!"

Mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht sahen die Bauern den Grafen an, er wollte sich dem Kampfe mit den Geistern aussetzen, da faßte plötzlich Jemand seine Hände und eine schrille Frauenstimme sagte: „Graf Louis, lassen Sie die Thür zu, Sie vernichten das Glück der Stoßenburge!"

Mit einer Geberde des Ekels ſchleuderte Louis die Hand der Couſine Claire von ſeinem Arme und erwiderte, ſo daß es auch die Fernſten hören konnten: „Das Glück der Stoßenburge iſt vernichtet, und Sie haben redlich ihr Theil dazu beigetragen, Couſine, das Glück der Stoßenburge war die Liebe und Treue ihrer Unterthanen, ſie iſt zu Verrath und Untreue geworden!“

Es war Wolbach gelungen, ſich mit ſeinen Leuten und den der Herrſchaft Treugebliebenen wie ein lebendiger Wall zwiſchen die Stoßenburge und die Unzufriedenen zu ſchieben, ſo daß Graf Louis ungehindert reden konnte. Bei ſeinen letzten Worten ging ein Murmeln durch die Reihen, es mochte bei Manchem nach dem anfänglichen Toben und Raſen auch ſchon wieder eine ruhigere Ueberlegung Platz greifen.

„Wir ſind nicht untreu, wir ſind keine Verräther,“ hallte es dem Grafen Louis entgegen, „wir wollen nur, daß Graf Auguſt und Fräulein Claire die Burg verlaſſen!“

„Ihr habt nichts zu wollen,“ entgegnete Graf Louis, „aber dennoch ſollt Ihr Euren Willen haben; Graf Auguſt wird die Burg noch heute verlaſſen, Fräulein Claire auch, aber mit ihnen geht alles, was Stoßenburg heißt, leer ſtehen ſoll die Burg

unserer Väter; dies Kind," er legte seine Hand auf Alfreds Haupt, „soll nicht unter Treulosen aufwachsen. Wir gehen, aber wir gehen Alle und kommen nicht wieder!"

Hellauf schrieen da die Unzufriedenen, leise sprach Wolbach: „Herr, warum sollen die Treuen gestraft werden mit den Ungetreuen?"

Ein paar Männer drängten sich durch den lebendigen Wall und umfaßten die Kniee des Legationsraths. „Herr, wir wollen auch den Grafen August behalten und das Fräulein," stammelten sie; aber Louis schüttelte den Kopf: „Ihr habt das Band zerschnitten zwischen Euch und uns! Gebt Raum, ich will Euch erst noch die Schätze unseres Hauses ausliefern!"

„Thun Sie es nicht, Vetter," kreischte Claire noch einmal; in der furchtbaren Aufregung dieser Stunde achtete Niemand darauf, wie seltsam es war, daß die freigeistige Dame so abergläubisch erschien. Graf August lehnte wie betäubt an einer Treppenwange und ließ den Bruder willenlos gewähren. Noch ein dumpfer Schlag, die eiserne Thür sprang auf. Eine Höhlung zeigte sich in der Wand, darin ein dunkler Gegenstand lag. Hoch empor hob ihn Graf Louis: „Da habt Ihr

den Talisman der Stoßenburge," rief er, „wollt Ihr die Hand danach ausstrecken?"

Ein mächtiges Bibelbuch war es, das da hinter der eisernen Thür gelegen, Graf Louis schlug es auf und las: „Anno 1536 habe ich, Busso Graf von Stoßenburg, dieses heilige Bibelbuch gekauft und hat danach der große Gottesmann Doktor Martin Luther in der Kapelle meiner Burg daraus gepredigt, auch mir auf mein besonderes Verlangen seinen Namenszug und ein Sprüchlein hineingeschrieben." Darunter stand: „Weil Niemand vermag zu sagen, was in diesen schauerlichen Kriegsläuften das Schicksal der Stoßenburge sein wird, so habe ich, Erdmuth Dorothea Gräfin von der Stoßenburg, geborene Freiin von der Auften, in Abwesenheit meines Eheherrn dieses heilige Bibelbuch zu retten beschlossen und lasse ihm ein Kämmerlein anfertigen, darinnen es sicher ruhen mag bis wieder Frieden sein wird in deutschen Landen, den Gott bald wollte geben. Anno Domini 1632."

Auf der anderen Seite befand sich wirklich der Namenszug des Reformators und der Spruch aus dem Römerbriefe, welcher der ganzen Reformation Grund- und Eckstein ist: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes

Werke allein durch den Glauben.“ Flüchtig zog der Gedanke durch den Kopf des Grafen, warum sich in der Familie keine Erinnerung an dies Bibelbuch erhalten habe; wahrscheinlich war Frau Erdmuth Dorothea gestorben, ehe ihr Gemahl aus dem Feldzuge heimkehrte und die Kinder waren zu klein gewesen, um sich daran zu erinnern. Die Sage aber hatte sich an das Aeußerliche, an die eiserne Thür gehängt.

Sehr verblüfft standen die Bauern, als hinter der in allen Spinnstuben so oft besprochenen Thür weder ein Geist, noch ein Schatz hervorkam, sondern nur ein Bibelbuch, das Graf Louis jetzt noch einmal emporhob mit den Worten: „Auf Grund des Evangeliums lag das Glück der Stoßenburge, Gottlob, das können wir mitnehmen, wenn wir die Burg unserer Väter verlassen!“

Ein unbeschreiblicher Tumult entstand, man bat sogar den Grafen August kniefällig zu bleiben; da winkte dieser mit der Hand und sagte Anfangs mit leicht bebender, dann immer fester werdender Stimme: „Mein Bruder, laß mich hinab ziehen von der Stoßenburg, bleibe Du hier mit der Frau Tochter und erziehe meinen Enkel zu einem besseren Manne, als ich es war, diesen aber vergieb!“

Graf Louis zögerte, obwohl durch sein Herz zum ersten Mal an diesem Tage ein freudiges Gefühl zog; sein Bruder war doch ein Stoßenburg, da legte plötzlich die Gräfin Konstanze ihre feine Hand auf das Bibelbuch mit dem Namenszuge des Reformators und sagte mit einer Stimme, die Allen wie die eines Engels klang: „Onkel Louis, wenn das Glück der Stoßenburge sich auf dieses theure Evangelium gründet, dann müssen die Stoßenburge auch danach thun; in diesem Buche aber stehet geschrieben: Vergebet, so wird Euch vergeben!“

Jetzt klagten ihre Augen nicht, sondern leuchteten sieghaft, und Peter Franz, der noch immer ihr gegenüber jenes eigenthümliche, von Bewunderung und Mitleid gemischte Gefühl hegte, das sie ihm schon als Braut eingeflößt hatte, meinte, sie nie so schön gesehen zu haben, Graf Louis aber küßte die schöne zitternde Hand und sagte ernst: „Sie haben Recht, Konstanze; es sei, wir wollen thun, wie der Herr gebietet!“ Dann wandte er sich an die Bauern: „Wenn wir hier bleiben wollen, wollt Ihr dann wieder gehorchen und treuer sein, als in dieser Zeit des Unheils?“

„Wir wollen es!“ riefen sie Alle.

„So gebt denn der Gräfin die Hand darauf,

die für Euch gebeten hat, und es soll des Vorgefallenen nicht mehr gedacht werden!“

Einzeln traten sie heran und legten ihre derben Fäuste in der Gräfin Hand, die auf der Bibel ruhte. Hier und da streichelte ein rauher Finger die Händchen des kleinen Grafen, oder die Locken Amöna's, eine tiefe, feierliche Stille herrschte auf der Burg, die noch vor kurzem der Schauplatz so wüster Scenen gewesen war.

Dann zogen die Bauern unter lautem Jauchzen ab, glückselig, daß sie ihren Grafen behielten; sie hatten's ja Alle gewußt, wenn Graf Louis kam, mußte es besser werden. Gräfin Konstanze hätte ihnen nicht Unrecht geben können, denn sie war derselben Meinung gewesen, darum hatte sie ihm ja schon nach Paris geschrieben, ob er denn nicht kommen könne.

Uebrigens bedeutete Graf Louis noch im Laufe des Tages Cousine Claire sie möge sich schnell in ihr Stift verfügen, was sie unter Krämpfen, Thränen und Verwünschungen that; seltsamer Weise schob sie alle Schuld an ihrer Ausweisung auf Peter Franz, der doch nur Augen und Sinn für seinen Onkel Louis hatte. Aber sie hatte ihn nie leiden können, den langen Gesellen, der so hoch-

müthig auf Alles herunter sah. Sie verschwand aus seinem Leben, ohne daß er ihrer je viel gedacht hätte. Auch Graf August war ein gebrochener Mann, er überließ es seinem Bruder, seine Fehler gut zu machen und die Lasten der Bauern zu erleichtern; dann ergriff Gräfin Konstanze die Zügel und ihre feste, milde Hand wußte sie gar geschickt zu führen. Dabei pflegte sie den hinsiechenden Schwiegervater mit großer Treue, die Augen aber sahen wieder sehnsüchtig klagend aus wie immer.

Das Bibelbuch lag jetzt offen unter dem Kruzifix in der Kapelle, das Glück der Stoßenburger nannten sie es kurzweg, das Band zwischen Wolbachs Mühle und der Burg war aufs Neue fester geknüpft; Gräfin Konstanze holte den Rath des verständigen Wolbach sehr gern ein, was ihr Graf Louis beim Abschiede gerathen hatte.

Dieser aber kehrte mit Peter Franz nach Berlin zurück.

Fünftes Kapitel.

Hotel Forcalquier.

Nicht weit von dem Kreuzungspunkt der Straße von Grenelle mit der Straße du Bac lag im alten Paris ein Gebäude aus der Zeit Karls VII., das seit jenen Tagen im Besitz der Familie Forcalquier war; der sonnigen Provence entstammend, hatten sie sich längst an den Pariser Nebel gewöhnt, und das Hotel Forcalquier in der Straße Grenelle sah die Valesen aussterben, sah die Bourbonen zu einer Höhe aufsteigen, die sie schwindeln machte, sah aber auch ihren Fall.

Die Forcalquiers gehörten zu den treuesten Royalisten, wie sich die Anhänger des unglücklichen Königspaares zum Unterschied von den „Patrioten," den Volksfreunden, nannten; sie unterhandelten nicht mit der Revolution, aber sie emigrirten auch nicht; sie saßen immer zum Kampfe gerüstet in ihrem

Hotel, bereit mit ihrem König zu sterben, wenn sie nicht für ihn siegen konnten.

Das Haupt der Familie war ein junger Herr von etlichen zwanzig Jahren, der Kapttän bei den schwarzen Mousquetaires gewesen war; vier Schwestern theilten außer seiner verwittweten Mutter das Hotel Forcalquier mit ihm, und diese fünf Damen waren von ebenso glühendem Royalismus beseelt, wie der Bruder. Die zarten Frauenhände spannen immer wieder von neuem an einem Netze, das der Revolution über den Kopf geworfen werden sollte; aber die plumpe Faust der falschen Freiheit zerriß die feinen Fädchen und das Haupt des Königs fiel. Aber noch lebte die Königin, noch lebte der Dauphin, und immer aufs Neue sannen die Getreuen auf Rettung.

An einem hellen Septembertage 1793 kam ein langer, etwas gebückt gehender Mann die Straße von Bac herauf; weißes Haar fiel ihm tief in die Stirn, fast in die Augen, die er selten erhob, und ein weißer Bart verdeckte den unteren Theil des Gesichtes. Er sah aus, wie ein vom Lande herein=gekommener Schulmeister, und Niemand hielt ihn auf; es war heute stiller, als sonst in Paris, die neuen Republikaner mußten auch einmal ausschlafen

von ihrem Blutrausch, oder es war in einem anderen Viertel der Stadt eine Metzelei, genug, der alte Mann kam ungefährdet bis zum Hotel Forcalquier. Das Corps de Logis desselben ging nach der Straße heraus und bot nichts Bemerkenswerthes dar, als eine hohe gewölbte Einfahrt, über der einst das Wappen der Forcalquier, das goldene Tolosaner-Kreuz im rothen Felde, geprangt hatte, jetzt war es zerschlagen und Niemand dachte daran, es wieder aufzurichten. Der alte Mann ging durch die Einfahrt in den Hof, wo die Gebäude fast überreich mit Bildhauer- und Steinmetzen-Arbeit geschmückt waren; an einer Ecke sprang ein auf schlanken Säulen ruhender, durch zwei Stockwerke gehender Erker vor, ein Meisterwerk der Architektur, bei dessen Anblick der Alte die Augen rasch erhob; sie sahen so blau und leuchtend aus, wie die eines Jünglings, und eben so schnell, wie er sie erhoben hatte, senkte er sie wieder. Jetzt trat ein alter Diener in der roth und goldenen Livrée der Forcalquier aus dem Hause und fragte: „Zu Wem wünschen Sie, Bürger?"

Der Mann warf einen raschen Blick auf den Alten, dann sagte er leise: „Zur Bürgerin Forcalquier; wenn Sie aber der alte Benoit sind —"

„Der bin ich," erwiderte der Diener verwundert.

„Dann bitte ich um die Ehre," fuhr der Fremde, immer noch leise sprechend, fort, „der Frau Marquise von Forcalquier gemeldet zu werden."

Ein Lächeln der Befriedigung zog über das Antlitz des Alten. „Aber Wen soll ich melden?" fragte er noch immer etwas mißtrauisch.

„Ich bin der Frau Marquise schon seit einigen Tagen gemeldet," flüsterte der Fremde.

„Dann müssen Sie das Wort wissen!" gab Benoit ebenfalls flüsternd zurück.

„Oh Richard, oh mon roi!" kam es fast unsicher von den Lippen des Anderen, aber Benoit verstand ihn doch.

„Ich bitte Sie, mir zu folgen, mein Herr," sagte er, sich verbeugend, und schritt voran, während der Fremde ihm noch zurief: „Sagen Sie der Frau Marquise, ich käme aus Deutschland!"

Benoit nickte und führte den Alten durch eine Reihe kostbar eingerichteter Gemächer; Hotel Forcalquier war bis jetzt noch nicht der allgemeinen Zerstörungswuth zum Opfer gefallen; man hatte zwar mehrere Male Angriffe auf dasselbe gemacht, aber es war stets ganz unvermuthete Hülfe gekommen, und der Marquis hatte mehrmals ehemalige Soldaten unter den Helfern erkannt, Leute aus seiner Kom-

pagnie, die seine milde Hand noch nicht vergessen hatten.

Benoit verschwand hinter einer Tapetenthür, der Fremde riß Bart und Perrücke ab und richtete sich hoch auf; da öffnete Jener die Flügelthür und eine alte, in tiefe Trauer gekleidete Dame kam auf Peter Franz von Griebnitz zu.

„Sie bringen uns Botschaft von unseren Freunden aus Deutschland, mein Herr," redete sie den jungen Mann an, der sich über ihre Hand neigte.

„Gute Botschaft, Frau Marquise," entgegnete Peter Franz, „die Waffen meines Königs haben den Patrioten bei Pirmasens eine Niederlage beigebracht."

„Ihres Königs," sagte die alte Dame und eine Thräne rollte über ihre Wange. „Wie glücklich Sie sind, Sie haben einen König!"

„Le roi est mort, vive le roi, Madame," erwiderte Peter Franz ehrerbietig, Ludwig XVI. ist todt, aber Ludwig XVII. lebt; ihn und seine Königliche Mutter zu befreien, bin ich hier. Haben Sie Nachrichten von der Königlichen Märtyrerin?"

„Alle Tage, die Frau ihres Kerkermeisters ist unsere Unterhändlerin, aber mein Herr, Ihre Reise,

die Sie vielleicht in Todesgefahr bringt, war umsonst."

„Umsonst?" fragte Peter Franz erstaunt.

„Es war Alles bereit, die Marquisin von Janson, die Prinzessin von Talmont, die Marquisin von Créquy und ich hatten die Million aufgebracht, mit der die Schließer und Inspektoren bestochen werden sollten, Frau von Janson wollte mit der Königin die Kleider tauschen und die ganze Rache des Convents über sich ergehen lassen, Sie sollten die Königin nach Deutschland begleiten, Alles umsonst, soeben kommt Frau von Janson zu mir und bringt mir dies Blatt von der Königin."

„Es war ein schmutziges, eingerissenes Stückchen Papier, auf dem die Königin mit einer Stecknadel die Worte eingestochen hatte: „Ich will und darf das Opfer Ihres Lebens nicht annehmen. Leben Sie wohl. M. A."

Die Thränen stiegen dem deutschen Edelmanne in die Augen, wie eine Reliquie preßte er den Zettel an seine Lippen, ehe er ihn wieder in die Hand der Marquise legte; dann sagte er rasch: „Wenn Ihre Majestät in ihrem großen Sinne das Opfer der Frau Marquise verschmäht, so müssen wir einen anderen Plan ersinnen. Ich bin ent-

schlossen, nicht eher aus Paris zu weichen, als bis die Königin befreit oder — todt ist."

„So lassen Sie mich Sie mit den Freunden Ihrer Majestät bekannt machen, Herr Baron, Sie sind uns Allen nicht ganz fremd, Ihr Onkel war Bouillés Verbündeter, leider gelang es ihnen nicht, den König zu retten, es stände wohl heute anders um uns!"

Peter Franz reichte der alten Dame den Arm und beide betraten einen Saal, der reich in gelb, weiß und gold dekorirt war und sich namentlich durch glänzende Spiegelwände auszeichnete, von denen das Licht der Kerzen zurückstrahlte. Die Damen und Herren aber, es waren vielleicht ein Dutzend, die sich in diesem Raume befanden, waren in tiefer Trauerkleidung.

Frau von Forcalquier stellte den preußischen Edelmann erst ihrem Sohne, einem vornehmen schönen Manne, dann ihren Töchtern vor. In ihren Trauerkleidern, mit ihren verhärmten blassen Gesichtern glichen die vier Schwestern einem Strauß weißer Trauerrosen, wie man sie wohl auf einen Sarg zu legen pflegt, und auf einem Sarge, auf dem des Königthums der Lilien, blühten sie ja, diese bleichen Blumen.

Dann wurde Peter Franz zu einem alten Priester geführt, es war der Almosenier des gemordeten Königs, der treue Abbé du Puget, der bei dem düsteren Scheine einer Blendlaterne muthig das Todtenamt für seinen Königlichen Herrn gehalten und in vollem priesterlichen Ornat die Grube eingesegnet hatte, in die seine Leiche geworfen worden war. Von den Patrioten bemerkt, hatte ihn der Todtengräber, ebenfalls ein treuer Royalist, in einem frischen Grabe mit Erde zugedeckt vor ihren mordgierigen Augen verborgen. Der stolze Edle Herr von Griebnitz beugte das Knie vor diesem echt katholischen Priester und küßte seine Hand, er blieb auf seinem Knie liegen und preßte das schwarze Wollenkleid der bleichen Frau an seine Lippen, die dasaß wie in ihrem Schmerz versteint, aber doch segnend eine blasse Hand auf das Haupt des Knieenden legte. Es war Frau von Janson, die für ihre Königin hatte sterben wollen. Das war der Adel, das waren die Priester, die mit dem Königthume standen und fielen, die Treue wob einen Heiligenschein um ihre Häupter in den Augen des märkischen Junkers; das Herz wollte ihm fast brechen und doch schlug es ihm so mächtig in der Brust. Wie ein Heimatsgefühl erfaßte es

ihn unter diesen Tod Geweihten, die keine Hoffnung mehr hatten als den Himmel.

Die bleichen Häupter hoben sich ein wenig, als er von dem Siege der Preußen sprach, der Name Pirmasens ging von Mund zu Mund.

„Ihr König ist ein Ritter der Legitimität," sagte Frau von Janson, „Gott segne ihn; er hat das Banner der Treue erhoben, als sie uns Alle verließen."

„Man sagte mir, sein Volk sei unzufrieden gewesen damit," bemerkte der Abbé du Puget.

Peter Franz schüttelte den Kopf. „Sie kennen unser Volk nicht, Herr Abbé, es hatte sich auch verblenden lassen von dem falschen Lichte der Revolution, als aber die Greuel derselben offenbar wurden, als das Haupt des Königs fiel, da schlug die Stimmung um, nicht nur bei uns in Preußen, sondern in ganz Deutschland. Unsere Dichter, die Triumphgesänge anstimmten über die Befreiung des Volkes aus den Ketten der Tyrannei, sie singen jetzt aus einem ganz anderen Ton. Ueberall beginnt man einzusehen, daß die Revolution eine Gefahr ist für alle Völker; bei uns in Preußen aber liegt die Sache noch anders. Da schwebt noch immer eine Glorie um das Wort König, und wir

hören Alle die Trommeln zu gern wirbeln, freuen uns Alle viel zu sehr an frischen Siegeskränzen, als daß es bei uns zu Unruhen kommen sollte, weil der König einen Krieg erklärt. Wir können noch gehorchen, wenn der König befiehlt, und unsere Könige können noch befehlen."

Die Royalisten antworteten nicht, sie versanken wieder in ihr trübes Schweigen. Nach einer langen Pause erst nahm der Abbé du Puget wieder das Wort: „Was soll nun aber geschehen, meine Freunde?"

„Ich denke," erwiderte Frau von Janson, „wir warten Monsieur Paul ab; dieser Herr," wandte sie sich an Griebnitz, „ist ein Landsmann von Ihnen, einer unserer treuesten und geschicktesten Unterhändler, der seit Jahresfrist dem Königthum unendliche Dienste geleistet hat."

„Wollen Sie mir inzwischen gestatten, Madame," begann Peter Franz, „Ihnen noch Einiges von Ihren Freunden und Gesinnungsgenossen in Deutschland mitzutheilen?"

Frau von Forcalquier nickte und Peter Franz legte eine Reihe von Briefen vor, die in verschiedenen Chiffren abgefaßt waren, zu denen Puget den Schlüssel besaß.

Peter Franz hatte zwar zu Pillnitz dem Kaiser die stolze Antwort gegeben, er wolle als Preuße nur seinem Könige dienen, als aber die Wogen der Revolution immer höher gingen, da begann er immer mehr sich der Idee des Königthums hinzugeben. War er doch nicht der Einzige; es gab in Deutschland eben so viele Freunde der Contre-Revolution als der Revolution selbst; das Gefühl der Vereinsamung, das er so oft gehabt hatte, wich mehr und mehr, denn überall fand er Gesinnungsgenossen, die gleich ihm die Befreiung des Königspaares planten. Ihre Anstrengungen liefen fortwährend neben den kriegerischen Operationen her, und wenn die Höfe und die Regierungen auch nicht öffentlich dafür eintraten, im Stillen begünstigten sie dieselbe auf alle Weise. Im Mittelpunkt dieser Bewegung für das Königthum stand Graf Louis Stoßenburg, der jetzt am Wiener Hof beglaubigt war. Sein Bruder war bald nach den stürmischen Ereignissen auf der Stoßenburg gestorben, und da sich sein Neffe Leopold beharrlich weigerte, Frankreich zu verlassen und die unumwundene Erklärung abgegeben hatte, es sei ihm ganz gleich, was daheim geschehe, so war durch einen Familienrath die Verwaltung der Güter und die alleinige Erziehung

ihrer Kinder der Gräfin Konstanze anvertraut worden.

Es schien, als sei Graf Leopold sogar von seiner Eifersucht auf seine Gemahlin zurückgekommen, nur eine bestimmte Summe aus den Einkünften der Güter mußte ihm jedes Vierteljahr nach Paris geschickt werden und die Hand der Gräfin bebte jedes Mal, wenn sie die Adresse an den „Menschen Brutus le Libre zu Paris, Rue de Faubourg St. Antoine 12" niederschrieb; den Menschen Brutus le Libre ließ sich der unselige Mann nennen, wie denn neben der Blutgier die Geschmacklosigkeit der hervorstechendste Zug der Revolution ist. Mit dem Grafen Louis zu Wien stand die verlassene Frau im eifrigsten Briefwechsel, Graf Louis führte daher ein sehr vielbeschäftigtes Leben, und es war kein Wunder, wenn er, der sich nun den Sechzigen näherte, einen Theil seiner Arbeiten auf jüngere Schultern zu legen versuchte. Wer aber wäre hierzu näher gewesen als Peter Franz, der ja in gewissem Sinne sein Geschöpf war, denn nie hatte ein Mensch größeren Einfluß auf den jungen Diplomaten besessen als er und wie Friedrich Wilhelm II. ihm den Verwandten schon in Pillnitz an die Seite gesetzt hatte, so gab er ihm denselben auch mit nach

Wien. Hier wurde Peter Franz seines geliebten Onkels rechte Hand, namentlich was die Verhandlungen mit den französischen Royalisten anbetraf, die den Grafen Lonis ja fast alle persönlich kannten. Freilich waren alle Pläne gescheitert, den König zu retten, jetzt wollte man wenigstens die Königin, die deutsche Kaisertochter, ihren Henkern entreißen und Peter Franz begab sich zu diesem Zweck selbst nach Frankreich. Er spielte ein gewagtes Spiel, denn dazu hatte er von seinem König keinen Auftrag, aber er wußte, daß ihm dieser nicht zürnen könne und würde, wenn es gelang, und wenn es nicht gelang? Nun Friedrich Wilhelm, der für seinen Königlichen Bruder in Frankreich den Degen gezogen hatte, würde ihm kein herbes Urtheil sprechen, daß er, der deutsche Edelmann, sein Leben an die Rettung der deutschen Fürstentochter gesetzt hatte. Außerdem aber war sich Peter Franz ganz klar bewußt, daß jeder Schlag, der die Revolution traf, ein dem Königthum geleisteter Dienst war, also auch ein Dienst für die Krone Preußens. Und so war er todesmuthig gen Frankreich gezogen, ein Ritter der unglücklichen Königin, die er nie gesehen hatte, und für die er doch bereit war, sein Leben zu lassen!

Die treuen Royalisten verstanden solche „feudale“ Anschauungen zu würdigen, das ganze Wesen des Deutschen mußte sie ansprechen, war er doch in Ton und Haltung noch ganz ein Kind der alten Zeit, nur ohne ihre Frivolität, die jetzt die Besten mit den Schlechtesten büßen mußten.

Da steckte der alte Benoit seinen weißen Kopf zur Thür hinein und meldete den Monsieur Paul; begierig den Landsmann kennen zu lernen, der gleich ihm in Frankreich für die Königin arbeitete, wandte er den Kopf, ein lauter Schrei entfuhr seinen Lippen, ein zweiter antwortete ihm.

„Paul Ferdinand,“ rief es hier, „Peter Franz“ dort und laut aufjauchzend hielten sich die Brüder umschlungen, die sich zuletzt vor vier Jahren in Straßburg gesehen.

Das Schicksal seines Bruders hatte dem jungen Diplomaten seit jenem Tage schwer auf der Seele gelegen, obgleich ihm von Zeit zu Zeit ein Brief desselben zukam, der ihm meldete, daß es ihm und Ritterfporns gut gehe. Solche Briefe theilte er nicht nur auf der Pfarre sondern auch seiner Mutter mit, die er ins Vertrauen gezogen hatte, ja er legte sie offen auf seines Vaters Bibel und fand sie dann in seinem Zimmer wieder; aber nie äußerte Herr

von Griebnitz ein Wort darüber. Einmal schrieb der Bruder: „Ich habe einen Verlust erlitten, den ich nicht beweinen kann, und der einem Gewinn gleich zu achten ist.“ Dann kam eine bange Zeit, man hatte in Deutschland vernommen, daß die Revolution in Straßburg hause, toller fast, als in Paris, daß eine Guillotine dort „arbeite“, wie man sich im Revolutionsstil ausdrückte. Frau von Griebnitz weinte und betete, Herr von Griebnitz sah seinen jüngsten Sohn mit flehenden Augen an, wenn dieser zum Besuch ins Vaterhaus kam, und Peter Franz vernahm das tiefe Aufathmen wohl, mit dem er seiner Gemahlin über die Schulter in den Brief sah, den er mitgebracht hatte, und der nur die wenigen Worte enthielt: „Wir sind glücklich nach Heidelberg gekommen und hoffen dort sicher zu sein!“

Seitdem, es war über Jahr und Tag her, hatte Peter Franz freilich nichts wieder von dem Bruder gehört, und nun sah er sich auf einmal mitten in Paris, im Hotel Forcalquier in dessen Armen. Das Auffallendste dabei war jedenfalls, daß Paul Ferdinand nicht wie damals in Straßburg ihn finster und kalt zurückgewiesen hatte, sondern jauchzend auf ihn zugeeilt war, und wie

er ihn nun näher ansah, da merkte er, daß der Ausdruck in den Zügen desselben ein freierer war, als selbst in den längst vergangenen Tagen von Potsdam. Die schönen braunen Augen leuchteten so muthig und entschlossen, daß die Aehnlichkeit der beiden Brüder noch deutlicher hervortrat. Wenige rasche Worte wechselten sie, dann trat Peter Franz mit tiefer Verbeugung auf Frau von Forcalquier zu und sagte: „Verzeihen Sie, Frau Marquise, der Herr hier ist mein Bruder; vier Jahre lang haben wir uns nicht gesehen und treffen nun unvermuthet in Ihrem Hause zu dem gleichen Zwecke zusammen, auf Leben und Tod zu kämpfen für die Befreiung Ihrer Königin!“

Die jungen Damen weinten vor Rührung ob solchen Wiederfindens, die Herren schüttelten den Brüdern die Hände, der greise Priester streckte segnend die Hand aus, die Marquise von Forcalquier aber sagte: „Ich werde den Herren ein Zimmer anweisen lassen, in dem sie ungestört miteinander reden können; es wäre unbillig, jetzt ihre Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten Frankreichs zu lenken.“

„Frau Marquise,“ entgegnete Paul Ferdinand mit dem freien Anstande eines Kavaliers von der

besten Erziehung, „wären uns nicht für den Augenblick die Hände gebunden, nichts würde uns bewegen, Ihr gütiges Anerbieten anzunehmen, aber wir müssen meinen Boten erwarten, damit wir wissen, was wir nun beginnen. Indessen würde ich gern mit meinem Bruder über gar Vieles reden.“ Die Marquise drückte auf eine Klingel und der eintretende Benoit erhielt Befehl, die beiden deutschen Herren in das grüne Zimmer zu führen.

Dieses kleine, lauschige Gemach mit seinen Zierrathen von vergoldetem Stuck, seinen Boule-Möbeln und Tassen von Sèvres-Porzellan ging nach dem stillen Hofe hinaus und eine ganze Weile saßen die Brüder schweigend Hand in Hand, bis Paul Ferdinand das Wort ergriff: „O, sage mir ein Wort von daheim, von dem lieben, alten Hause unter den Lilien!“

„Das Haus steht noch fest unter dem Lilienschilde, es harrt Dein,“ entgegnete Peter Franz.

Paul Ferdinand legte die Hand über die Augen und sagte leise: „Es giebt Stunden, da flüstert mir die Hoffnung zu, du kehrst einst heim und wirst Herr auf Griebnitz, aber dann sagt mir eine andere Stimme, deine Gebeine werden in fremder Erde bleichen!“

Da war wieder ein Anklang an den schwärmerischen Ton, der in Straßburg den Bruder so erschreckt hatte; hastig sagte er daher: „Willst Du nichts von den Eltern wissen?“

„Meine Mutter weint um mich und betet für mich,“ erwiderte Paul Ferdinand, „das weiß ich, ohne daß Du mir es sagst; aber der Vater, der Vater —“

Er blickte in das Angesicht des Bruders, so flehend, daß es diesem durchs Herz schnitt, und doch freute er sich, daß er ihm die folgende Antwort geben konnte: „Heimlich, ohne daß wir darüber sprechen durften, las er alle Deine Briefe, und als ich von ihm Abschied nahm, ehe ich zum letzten Male vor meiner Reise hierher nach Wien ging, da faßte er meine Hand und sagte ernst: „Sollte Dein Weg sich noch einmal mit dem Deines Bruders kreuzen, so sage ihm, der Mann, absonderlich der Edelmann in mir, der sei noch immer schwer gekränkt, aber der Vater und der Christ hätten ihm vergeben, und der Vater hätte nie aufgehört, ihn zu lieben!“

Peter Franz war bei den letzten Worten aufgestanden und ans Fenster getreten, so daß er dem Bruder den Rücken wandte. Er wollte diesen Herr der tiefen Bewegung werden lassen, in die ihn die

Worte seines Vaters versetzten. Als er sich wieder umdrehte und seinen früheren Platz an Paul Ferdinands Seite wieder einnahm, sagte dieser: „Jetzt habe ich keine Furcht vor dem Tode mehr, mir war's immer, als dürfe und könne ich nicht sterben, ohne ein Wort der Vergebung vom Vater, obgleich er's noch immer nicht weiß, wie viel er mir eigentlich zu vergeben hat. Peter Franz," begann er plötzlich in entschlossenem Tone, „in wilder Zeit sind wir wieder zusammengetroffen, wer weiß, ob uns in diesem Leben noch einmal eine solche Ruhe-Stunde zu Theil wird, denn der Tod lauert auf allen Seiten in diesem Höllenkessel, den die Welt Paris nennt. Laß mich diese Stunde benutzen, Dir mein Herz zu entladen, Dir mein ganzes unseliges Schicksal zu beichten."

„Sprich," sagte Peter Franz leise, „was es auch sei, Du hast furchtbar dafür gebüßt."

„Es war in den ersten Jahren meines Garnisonlebens in Potsdam," erzählte Paul Ferdinand v. Griebnitz, „als ich auf einem adeligen Rittergute im Havellande den Prediger Emanuel v. Bassute kennen lernte. Du weißt, daß sein Name in unseren Ohren nicht angenehm klang, wirst es also begreiflich finden, daß ich ihm auswich, obgleich etwas an dem

Manne mit der wunderbar gewaltigen Stimme, die bald wie Orgelton, bald wie das Flüstern eines Mädchens klang, obgleich etwas an diesem Manne war, das mich unwiderstehlich zu ihm hinzog. Er selbst suchte mich augenscheinlich, ohne sich mir aufzudrängen, was um so wunderbarer war, als er sonst eine gewisse Abneigung gegen uns Offiziere hegte. Sein Patron war ein Vetter von ihm, er nahm also eine andere Stellung ein, als sonst unsere Geistlichen, auch galt er für einen reichen Mann. Alle seine Bemühungen, meine Freundschaft zu gewinnen, würden aber doch gescheitert sein, wäre mir nicht auf einem ländlichen Maienfeste im Hause ihres Vetters seine Schwester entgegengetreten. Wilhelmine war kaum siebzehnjährig, erlasse mir, sie Dir zu schildern, wie schön sie war in ihrem weißen Linonkleidchen mit den rosafarbenen Bändern; einmal ist sie an Dir vorübergeschritten, damals, als Du mich, von der Stoßenburg kommend, in Potsdam aufsuchtest.

„Die Dame mit den großen dunkeln Augen," fuhr Peter Franz auf, „ich fragte Dich nach ihr, Du leugnetest ihre Bekanntschaft ab."

„Und doch war sie damals schon mein Weib," stöhnte Paul Ferdinand.

„Dein Weib?“ schrie der Jüngere fast entsetzt, der andere aber legte ihm die Hand auf den Arm. „Laß mich weiter sprechen,“ sagte er bittend, und als Peter Franz nickte, fuhr er fort: „Die großen dunkeln Augen, die sogar Du in der Erinnerung behalten hast, wurden mein Verhängniß. Ich liebte Wilhelmine und ward wieder geliebt; der Bruder wurde unser Vertrauter. Sie war als vornehme Dame erzogen, ihr Charakter zeigte eine eigenthümliche Mischung von Sanftmuth und Energie, ihr Stammbaum war tadellos und doch durfte ich nicht daran denken, sie den Eltern als Tochter zuzuführen. Nie hätte der Vater seine Einwilligung zu einer Ehe seines Sohnes mit einer Bassute gegeben. War doch durch Einen ihres Namens Jammer und Schande übers Haus Griebnitz gekommen, nie hätte ich Wilhelmine die Meine nennen dürfen! Ich wagte hie und da eine Anspielung beim Vater, aber deutlich sah ich, daß ich keine Hoffnung hatte. Ich sagte es Emanuel, der strich sich das lange Blondhaar hinters Ohr, wie er zu thun pflegte und erklärte: Auch ich weiß von den alten Geschichten und darum habe ich Sie gesucht, darum wollte ich Ihr Freund werden; denn die alte Feindschaft soll gesühnt werden! Mit dem Edelsten, was ich besitze,

mit dem Herzen meiner Schwester will ich das wett machen, was mein Ahnherr einst an sich riß, wie Sie sagen, mit falschem Spiel. Sie lieben meine Schwester, Wilhelmine liebt Sie, ich werde Euch vermählen! Wohl waren solche Worte Musik in meinen Ohren, aber dennoch machte ich ihn darauf aufmerksam, daß mein Vater nie in diese Heirath willigen werde, da sah er mich groß an und sagte, die Liebe habe nicht nöthig zu fragen nach Vater und Mutter, sie stamme vom Himmel und sei einzig Sache der zwei Herzen, in denen sie erwacht sei. Was soll ich Dir weiter sagen, ich ließ mich, von meiner Leidenschaft beherrscht, bereden, in eine heimliche Vermählung zu willigen. Wilhelmine sah in solchem Geheimniß einen Reiz mehr und Bassute traute uns in seiner Kirche; der Küster, eine alte Magd und ein mir blind ergebener Korporal meines Regimentes waren die einzigen Zeugen. Ich habe während der ganzen Ceremonie unbeschreiblich gelitten, immer klang es vor meinen Ohren: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, und das meinige schien mir ohne diesen Segen auf Sand gebaut. Dazu kam noch, daß meine Carrière auf dem Spiel stand, denn der große König hätte mir die heimliche Vermählung nie verziehen! Mein junges

Weib bezog zunächst ein stilles Asyl im Jägerhof zu Potsdam, vor dem Jägerthor; der Königliche Poulailler, der dort Federvieh für die Königliche Küche zog, war ein Jugendgespiele Wilhelmine's, ein havelländisches Kind, sie galt für eine junge Wittwe, eine Base seiner Frau, und ich besuchte sie als ihr Bruder. Es war unsere glücklichste Zeit, wir freuten uns wie die Kinder über unsere Komödie und lebten gedankenlos in den Tag hinein. Ich hatte die ganze Sache hinter Günthers Rücken gethan, der gerade bei seinen Eltern in Griebnitz war; bei seiner Rückkehr nach Potsdam mußte ich ihn ins Geheimniß ziehen und hatte einen furchtbaren Auftritt mit ihm. Er wollte auf der Stelle zum Vater, erst als ich ihm sagte, was für mich auf dem Spiele stehe, willigte er ein, zu schweigen. Der arme treue Mensch hat seitdem keine ruhige Stunde mehr gehabt, und auch ich begann daran zu zweifeln, ob denn die Liebe wirklich das Recht habe, sich über Alles hinwegzusetzen. Unter solchen inneren Kämpfen ward ich launisch, verdrießlich, selbstsüchtig und nur ein Blick in die Augen meines Weibes, das sich immer herrlicher entfaltete, gab mir auf kurze Zeit ein Gefühl von Glück. Bassute war unterdeß in seinen freigeistigen Ansichten immer

weiter gegangen, und legte endlich sein Predigtamt nieder. Er zog nach Berlin und nahm Wilhelmine mit; wir fürchteten, das Geheimniß möchte in Potsdam doch über kurz oder lang entdeckt werden, denn die Kameraden waren schon aufmerksam auf mein Thun und Treiben geworden. Nun begann für mich jene furchtbare Zeit der Unruhe, wo es mich unaufhörlich zwischen Potsdam und Berlin hin- und hertrieb. Bassute fing an, mich mit seinen Ideen und Plänen bekannt zu machen. Stoßenburg kreuzte meinen Pfad zu meinem Unheil, bis jener entsetzliche Tag kam, der mich zum Ehrlosen, beinahe zum Mörder machte. Das weißt Du, aber Du ahnst nichts von den furchtbaren Folgen jenes Tages. Ich war wie im Fieber hinübergestürzt in Bassute's Wohnung, hatte ihm laut meinen Jammer zugeschrieen, ohne zu sehen, daß Wilhelmine oben an der Treppe stand. Erschreckt trat sie fehl und stürzte hinab ins Zimmer, wo sie wie todt liegen blieb. Was dann weiter geschehen ist, weiß ich selbst nicht; ich erkrankte, Günther und Bassute pflegten mich, wie denn Bassute überhaupt in rechter brüderlicher Treue bei mir aushielt. Unterdessen verhandelte Günther auch mit dem Vater, und als ich genas, erfuhr ich zweierlei: daß der Vater mir den Abschied

erwirkt habe, mich aber nicht wiedersehen wolle und daß ich Vater eines Sohnes geworden sei!“

„Eines Sohnes?“ rief Peter Franz, der Bruder aber winkte ihm zu schweigen und fuhr fort: „Bassute, der unter den armen Leuten viel Anhang besaß, hatte eine Pflegerin für Wilhelmine gefunden, Günther und Gottholde waren bereit uns zu begleiten, denn Wilhelmine, das lag auf der Hand, würde noch lange der Pflege bedürfen. Jener Sturz von der Treppe hatte ihr eine schwere Gehirnerschütterung zugezogen, ihr Gedächtniß war so schwach geworden, daß sie sich kaum auf ihre Verheirathung mit mir besinnen konnte. Da stand ich, ein Ausgestoßener, mit einem geistesschwachen Weibe, einem hülflosen Kinde, war es ein Wunder, wenn ich die Hand ergriff, die sich mir bot? Bassute drang darauf, daß ich meinen Stand, meinen Namen aufgäbe, ein schlichter Handwerker würde, er hoffte, durch die strengste Arbeit meinen Geist abzuziehen von dem Jammer, der mich getroffen hatte, zugleich nahm er mich in einen geheimen Bund auf, dessen Zweck und Ziel Hülfe für alle Bedrängten, Elenden und Geknechteten war. Die mystischen Formen, in die er sich hüllte, waren in meinem damaligen Gemüthszustande geradezu berauschend

für mich. Bassute hätte es nun am liebsten gesehen, er hätte allein mit mir, meinem Weibe und meinem Kinde in die Welt hinausziehen können, aber ich bestand auf die Begleitung meines treuen Günther; so sehr mich auch Bassute mit seinen Reden betäubte, dunkel ahnte ich's, daß mir der Sohn meiner Heimat doch einen anderen Halt geben könne, als der Schwager. Wie ein Sonnenstrahl aber fiel es in mein dunkles Leben, als an Günthers Hand Gott=holde zu meinem Weibe trat, um die Arme nie mehr zu verlassen. Peter Franz, die Treue dieser beiden Menschen ist so groß, daß kein Mund sie aussprechen und nur Gott sie einst lohnen kann! Wir zogen eine Weile unstät hin und her, bis wir, wie Du weißt, in Straßburg festen Fuß faßten. Da traf mich der schwerste Schlag! Als ich meinen letzten Brief an meinen Vater schrieb, da war noch viel Trotz und Bitterkeit in mir; ich redete von einem Geheimniß, das ihn vielleicht erfreut hätte, ich meinte seinen Enkel, und als Du davon sprachst, meinem Sohne Griebnitz zu bewahren, da glaubte ich noch an die Möglichkeit der Ausführung dieses Gedankens. Peter Franz, mein Kind, entwickelte sich körperlich fast mit Riesenschritten, aber sein Geist blieb zurück, statt der Sprache, statt des Vater=

namens schlugen wilde, halb thierische Laute an mein Ohr."

Peter Franz schauerte zusammen, er hatte jene Töne auch vernommen damals zu Straßburg, Paul Ferdinand aber sprach weiter: „Mein Sohn, mein Peter Franz, ich hatte ihm Deinen Namen gegeben, war blödsinnig und mein armes Weib wurde von Tag zu Tag stumpfer. Das war das Haus, welches ich mir ohne den Segen meiner Eltern gebaut hatte!"

„O, Annchen, Annchen vom Haferfeld," ging es durch die Seele des jüngeren Bruders, „wie hattest Du recht, als Du Deinen Geliebten hindertest, Dich zu heirathen ohne des Vaters Segen!"

„Der Unsegen, der über mich gekommen, machte mich zuerst stutzig über Emanuels Lehren, Gottholde und Günther thaten das Ihrige, sie rangen förmlich mit ihm um meine Seele, die oft nicht weit war vom Wahnsinn. Ich konnte ja nicht Dienste suchen bei einem fremden Herrscher, ich mußte ja Weib und Kind ernähren, denn nach der Seite hin, nahm ich weder von Bassute noch von Günther etwas an; ich konnte aber auch die treuen Menschen nicht allein lassen mit jenen beiden elenden Geschöpfen, die mir gehörten und mich beide nicht kannten.

Vielleicht hätte ich mich schneller freigemacht von Bassute, wenn die Bundesgemeinschaft nicht gewesen wäre, und wenn er mir nicht immer wieder versichert hätte, es seien große Gelehrte im Bunde, die nicht daran zweifelten, meines Kindes Geist wenigstens zu erhellen. Es besuchten mich auch mehrere, aber sie wußten keine Heilung, und doch bildete sich in meiner Seele immer fester der Gedanke aus, im Bunde allein sei Heil für mein Kind. Ich bin der Ueberzeugung, daß mich damals schon der Wahnsinn gepackt hatte; da sollte ich genesen auf unerwartete Weise. Die Revolution brach aus, wir waren in Straßburg nicht mehr sicher, und Bassute erschrak doch, als er sah, wohin seine Lehren von der allgemeinen Brüderlichkeit führten. Seine Stimme, die einen förmlichen Zauber auf die Massen auszuüben pflegte, verlor ihre Macht."

„Ich habe sie gehört, jene Stimme wie Orgelklang, wie Frauen-Lispeln," rief Peter Franz, „freilich, Marseillaise und Carmagnole hat auch sie nicht übertönen können!"

„Nein," sprach Paul Ferdinand weiter, „die Guillotine begann ihre Blutarbeit und wir flüchteten aus Straßburg; mein Weib aber erlag den Anstrengungen der Flucht. Ich konnte nicht um sie

weinen, sie war erlöst und als ihr wenige Wochen später ihr Kind folgte, da mußte ich es als eine Gnade Gottes preisen. Bassute selbst sagte mir: Nun bist Du frei und kannst ein neues Leben beginnen. Das will ich, sagte ich ihm, in unserem Bundeseid heißt es allen Elenden und Bedrängten zu Hülfe zu eilen, Niemand aber ist jetzt auf Erden so elend und bedrängt als der König von Frankreich, zu ihm will ich ziehen. So bin ich nach Paris gekommen, aber nicht allein, mein Bruder Günther ist mit mir gezogen; ich habe der blutigen Brüderlichkeit der Revolution den Handschuh hingeworfen, der märkische Pastorensohn aber, der in unentwegter Treue mit mir gegangen ist, wie er es gelobt hat, der bliebe mein Bruder, auch wenn ich eine Kaiserkrone trüge."

„Wo ist er, daß auch ich ihn an mein Herz drücke," unterbrach ihn Peter Franz.

„Im Temple, er wird uns Nachricht bringen, was wir für die Rettung der Königin thun können," erwiderte Paul Ferdinand. „Sieh," nahm er noch einmal das Wort, „das ist die Geschichte meines verfehlten Lebens; glaube mir, seit langen Jahren fühle ich mich jetzt zum ersten Male wieder glücklich, denn ich kämpfe für eine große, heilige Sache, die

eines Edelmannes, eines preußischen Offiziers würdig ist, für eine bedrohte Königin; und ich kämpfe an Deiner Seite!“

Die Brüder reichten sich stumm die Hände, erst nach einer ganzen Weile fragte Peter Franz: „Aber wie kamst Du nach Paris, und wo sind Gottholde und Bassute geblieben?“

„Auch in Heidelberg saßen Mitglieder unseres Bundes,“ erklärte Paul Ferdinand, „und ihrer Viele dachten wie ich; einem derselben, einem süddeutschen Edelmanne, vertraute ich mich an, er gab mir Briefe an einige hervorragende französische Royalisten mit und nach Paris hineinzukommen ist nicht schwer; viel schwieriger ist es herauszukommen, obgleich es mehr heimliche Royalisten giebt, als man glaubt; Bassute predigt sein Evangelium von der allgemeinen Menschenliebe weiter, aber es ist nicht mehr das alte Feuer in ihm, das viele vergossene Blut brennt ihm auf der Seele. Gottholde ist mit den Kindern in Heidelberg; sie ist eine geschickte Spitzenwäscherin und arbeitet fleißig, aber es ging diesmal fast über ihre Kräfte, Günther mit mir ziehen zu lassen. Ich wollte es nicht, ich bat und beschwor ihn zu bleiben, aber er sagte nur: Mein Platz ist bei Dir! und zog mit. Arme Gott-

holde, ich kann ihr nicht zürnen, wenn sie einen leisen Groll gegen mich hegt."

„Arme Gottholde!" sagte auch Peter Franz in tiefer Bewegung.

„Uebrigens sind wir nicht sicher, hier überall bekannten Gesichtern zu begegnen. Zu unseren erbittertsten Feinden, auf dessen Contreminen ich fortwährend stoße, gehört der Mensch Brutus le Libre, wie er sich nennt, unser Vetter Leopold Stoßenburg; dann Baruch Stern, den ich selbst mehr als einmal gesehen habe, er soll damals die Erklärung der Monarchen aus Pillnitz nach Paris gebracht haben und überhaupt der Revolution als Spürhund dienen."

„Der verschwundene Küchenschreiber," dachte Peter Franz, der sich jetzt der Tage von Pillnitz wieder erinnerte, obgleich er die Geschichte mit dem Küchenschreiber erst viel später erfahren hatte.

„Das seltsamste aber ist," sprach Paul Ferdinand weiter, „Günther will unter einem Haufen schreiender und johlender Weiber, den Furien der Guillotine, seine unselige Schwester Ulrike erkannt haben. Wäre das wohl möglich, hast Du von ihr gehört?"

„Ihre Schwester Luise bot ihr nach ihrer Scheidung vom Professor Wunnibald, der übrigens

bald darauf seine Köchin geheirathet hat, eine Heimat bei sich an; sie wäre bei der kinderlosen Wittwe sehr wohl aufgehoben gewesen, aber sie schrieb, sie ginge mit einer französischen Dame, der sie sich in Berlin angeschlossen hatte, nach Frankreich um den Triumph der Freiheit mitzufeiern; es ist also wohl möglich, daß sie —"

„Bis zur Furie der Guillotine hinabgesunken ist," vollendete Paul Ferdinand; „armer Günther! Und doch, ich kann es nicht glauben!"

„Ich glaube es," entgegnete Peter Franz düster, „denn wer sich nicht mit aller Macht gegen diese Lügnerin Revolution sträubt, der wird ihr Opfer und versinkt in Blut und Schlamm!"

Da reißt plötzlich Benoit die Thür auf. „Meine Herren," keucht er, „die Sansculotten!"

Mit einem wilden Schrei stürzten die Brüder in den Saal zurück, lautes Weinen und Beten der Frauen, Befehle und Tröstungen der Männer schallten ihnen entgegen, mitten im Zimmer aber stand leichenblaß, mit keuchender Brust, Günther Ritterspornn. Er hatte die Nachricht von dem Anrücken der Sansculotten gebracht; offenbar war es auf das Hotel Forcalquier abgesehen.

„Laßt sie kommen," rief Paul Ferdinand, „wenigstens wollen wir unser Leben theuer verkaufen!"

Die Männer griffen zu den Waffen, die Frauen schaarten sich um den Abbé du Puget.

„Aber was ist denn wieder geschehen?" rief Frau v. Forcalquier.

„Der Sicherheitsausschuß," rief Günther in seinem schlechten Französisch, „hat als verdächtig alle die bezeichnet, welche nicht zu jeder Zeit thätigen Antheil an dem genommen haben, was die Revolution interessirt, die Antheil an dem Schicksal ehemaliger Aristokraten und widerspenstiger Priester gezeigt haben, ich habe den Verhaftsbefehl gegen die Bürgerin Forcalquier gesehen!"

Die Marquise erhob sich. „Retten Sie sich, meine Herren," sagte sie würdevoll, „und überlassen Sie mich meinem Schicksal!"

„Nimmermehr," hallte es zurück.

Da drängten die Soldaten der Revolutions-Armee schon in den Hof, eine schreiende, heulende Menge, auch Weiber darunter, folgten ihnen. Sie warfen mit Steinen in die Fenster und nach den zierlichen Skulpturen am Erker und stürmten dann den Soldaten nach die Treppe hinauf. Auch in den Zimmern zerschlugen und verwüsteten sie, was sie

nur fanden; bis zum Wahnsinn aber stieg ihre Wuth, als sie endlich den Saal erreichten, in dem die Royalisten sie erwarteten. Günther Rittersporn stand zwischen seinen beiden Junkern, die Franzosen kümmerten ihn in diesem Augenblick garnicht, seine Junker zu schützen bis zum letzten Hauch war er bereit.

Ein entsetzliches Ringen begann, die wilden Auftritte auf der Stoßenburg, die sich tief in die Seele von Peter Franz eingegraben hatten, waren Kinderspiel gegen das Gräßliche, was hier sich begab. Da rissen sie die vier bleichen Schwestern an den Haaren zu Boden und die blutigen Hände solcher, die den Namen Weib nicht mehr verdienten, schlugen sie in die Angesichter, nur weil sie schön, vornehm und rein waren. Zuweilen streckte sich ein wundervoller weißer Arm wie befehlend aus und eine Frauenstimme sagte: „Es ist genug!“ Dieser Arm gehörte einer Frau von majestätischer Gestalt, in einem hochrothen römischen Gewande, deren langes dunkles Haar über Brust und Nacken fiel; dämonisch leuchteten ihre schwarzen Augen, und sie allein schien diese Furien bändigen zu können. Niemand sah, daß ihr Blick unverwandt die Gruppe der drei beobachtete, daß sie unmerklich fast die Aufmerksam-

keit von ihnen abzuwenden sucht; die Deutschen selbst haben sie noch gar nicht gesehen, sie wissen, daß sie dieser Uebermacht gegenüber verloren sind, aber sie hoffen durch ihren Widerstand wenigstens der einen oder der anderen der Frauen die Möglichkeit zur Flucht zu verschaffen. Jetzt dringt einer der Pikenmänner auf Günther ein, dicht vor seinen Augen blitzt die Waffe und er ist so eingekeilt, daß er keine Hand rühren kann, da springt Paul Ferdinand dazwischen, er kann nicht reden, dazu ist keine Zeit, aber seine Augen leuchten auf in so wundersamem Glanze, daß es Peter Franz und Günther nie vergessen werden, als die Pike in seine Brust dringt.

Der märkische Pastorensohn aber stößt einen Schrei aus, vor dem selbst die Furien der Guillotine erbeben und mit einer Wuth ohne Gleichen stürzt er sich auf die Sansculotten. Peter Franz ist entwaffnet worden in dem Augenblick, da sein Bruder das Leben gelassen hat für den treuen Mann, der ihm zur Seite gestanden in guten und bösen Stunden. Von seiner Stirn rieselt Blut, es tropft ihm in die Augen, so daß er nicht sehen kann, die Besinnung schwindet ihm und aus den Reihen der wüthenden Menge springt ein Mann hervor, dunkeläugig, dunkelhaarig, mit scharf gebogener Nase, der

bindet die Arme des märkischen Junkers mit festen Stricken und ein böses Lächeln spielt um seinen Mund. Auch Günther ist endlich überwältigt worden, die Gefesselten werden auf Karren geworfen, die Unverwundeten, darunter der greise Priester, werden mit Kolbenstößen vorwärts getrieben, alles im Namen der Freiheit.

Der Marquis von Forcalqier liegt todt auf der Schwelle seines Hauses in einer Blutlache, seine Mutter wird über seine Leiche hinweggestoßen, der Saum ihres Kleides färbt sich roth im Blut des Sohnes, und die Weiber kreischen vor Entzücken.

Eine aber jener Furien lehnt halb liegend, halb sitzend an einer Säule, die das Standbild des heiligen Ludwig noch unversehrt trägt; auf ihren Knieen ruht das Haupt Paul Ferdinands v. Griebnitz, mit ihrer rothen Tunica sucht sie die Wunde zu verstopfen, die ihm den Tod gebracht, ein weicher Ausdruck zeigt sich in dem vorhin starren Antlitz, da tritt jener Mann auf sie zu, der mit so großem Behagen Peter Franz gebunden hat. Er wirft einen Blick auf die Leiche im Schooße des Weibes, und seine Lippe lächelt noch triumphirender.

„Komm, Ulrike," sagte er halb zärtlich, halb

höhnisch, „Du hast nun Deine Rache ganz und voll gehabt an dem Junker, der Dich verschmähte, jetzt wirst Du die Meine sein!“

„Hast Du die Meute auf ihn gehetzt?“ fragte Ulrike Rittersporn tonlos, und hohnlachend entgegnet Baruch Stern: „Ich sah ihn ins Hotel Forcalquier gehen, ich war auch seinem hochmüthigen Bruder auf der Spur, ein hübsches Nest voll Aristos, das wir hier ausgenommen, komm jetzt!“

Er streckte die Hand nach ihrer Schulter aus, sie schüttelte sie ab wie ein ekles Gewürm: „Rühre mich nicht an, Jude,“ kreischte sie gellend auf.

„Jude,“ wiederholte er, und ein fast dämonischer Ausdruck zeigte sich in seinen Augen, „also das ist es; selbst der Furie der Guillotine ist der Junker noch lieber als der Jude! Warum ist denn der Haß so tief gegen uns?“ Es zeigte sich etwas wie Trauer in seinen Zügen, dann flammten die Augen wild auf. „Pah,“ murmelte er, „der Jude haßt ja auch alles, was nicht Jude ist, was ist mir dieses Weib?“ Und sich an die Soldaten der Revolutions-Armee wendend, deutete er mit den Worten auf Ulrike: „Seht da, welchen Antheil dieses Weib an einem ehemaligen Aristokraten nimmt!“

„Sie hat die Furie immer nur gespielt,“

heulten ein paar Weiber auf, „sie hat mehr als einen Aristo entwischen lassen!“

Die Macht, welche Ulrike Ritterspорn monatelang über diese Weiber ausgeübt hat, ist gebrochen, man drängt von allen Seiten auf sie ein, aber noch einmal richtet sie sich hoch auf in ihrer ganzen wilden Schönheit und ruft Baruch Stern zu: „Rachsüchtiger Jude, mein Blut fließt nicht unverdient, denn ich war eine Abtrünnige von allem Heiligen, aber das sage ich Euch ins Angesicht,“ sie wendete sich in französischer Sprache zu den Weibern, „Eure Revolution ist eine große Lüge; sie besteht aus Blut und Schlamm, das Blut hat mich erst berauscht und dann ernüchtert, in den Schlamm möchte mich jener hinabziehen, aber das soll ihm nicht gelingen. Mordet mich immerhin, Ihr Schergen der Freiheit, hier liegt der einzige Mann, den ich geliebt habe, und er war ein Aristokrat!“

Weiter kam sie nicht, die Weiber hatten den Soldaten die Waffen entrissen, und von den Piken durchbohrt, sank Ulrike Ritterspорn auf Paul Ferdinands Leiche nieder.

Mit diesem letzten Opfer war der Blutdurst der Meute für heute gestillt; Baruch Stern mußte doch einen Schrei unterdrücken, als Ulrike zusammenbrach.

Lautwerden lassen durfte er ihn nicht, er wäre sonst, als der Theilnahme an einer Verrätherin verdächtig, gleich den anderen Gefangenen dieses Tages ins Gefängniß geschleppt worden. Aus dem Gefängniß aber ging's gemeinhin nur zur Guillotine und Louison, wie der entsetzliche Humor der Revolution das Todeswerkzeug nach dem Vornamen ihres Erfinders genannt hatte, lockte den Baruch Stern sehr wenig.

Unter dem Gesange des Ça ira zogen Soldaten und Pöbel mit ihren Gefangenen ab; vom Himmel herab tropfte ein feiner, leiser Regen, fast wie Thränen, ein leichter Windhauch spielte in den Falten des rothen Gewandes der Todten, das auch die Leiche des preußischen Edelmannes deckte, und still, unheimlich still lag das Hotel Forcalquier!

Sechstes Kapitel.

Palais Luxembourg.

Die Karren mit den Gefangenen fuhren, von Soldaten begleitet, zwischen deren Reihen sich unaufhörlich Frauen, Männer und Kinder unter dem Absingen von Freiheitsliedern zu drängen versuchten, langsam durch die Straßen von Grenelle und Colombier und lenkten dann in die Straße St. Sulpice ein. Die Sonne spielte um die mächtige Kuppel der Kirche des heiligen Sulpicius, während die 68 Säulen ihres Pantheons schon im Schatten lagen; nun ging's in die Straße von Tournon und endlich hielten die Karren vor dem sogenannten Palais Luxembourg, über das die grünen Kronen der Kastanien und Platanen hinwegsahen.

Zu Heinrich IV. Zeiten stand hier auf dem Platze Vaugirard, am linken Seine-Ufer, ein Palast der Herzöge von Luxemburg; Heinrichs Wittwe,

Maria von Medicis, ließ ihn fortreißen und erbaute ein neues Schloß, das, den Orleans gehörig, doch fort und fort den alten Namen behielt. Es bildete ein Rechteck und eiserne Gitter schlossen es von den anderen Häusern ab. Der Garten des Palais Luxembourg war weder so ausgedehnt noch so sorgfältig unterhalten wie jener der Tuilerien es bis zur Revolution gewesen war, aber seine Blumenparquets waren doch das Entzücken der Pariser, ehe ihnen die blutigen Todesrosen die liebsten Blumen wurden.

Jetzt war das Schloß, das so manches der üppigen Feste des Hauses Orléans gesehen hatte, zum Gefängniß umgewandelt und das edelste Blut Frankreichs schmachtete in seinen Mauern, so die 93jährige Marquise von Crequy, der Marschall Mouchy, die Herzogin von Fleury; da waren Montmorencys und Narbonnes, die Richelieus und Latrimouilles, alle in Erwartung des Todes unter der Guillotine.

Peter Franz und Günther wurden zunächst in einen Keller gebracht, wo sie rasch nach einer sorgfältigen Untersuchung sich auf die Erde setzen mußten, weil kein Stuhl, keine Bank, ja nicht einmal ein Bund Stroh darin zu finden waren. Ein Kerker-

meister brachte endlich eine Schüssel mit Wasser und etliche leinene Lappen, mit denen Günther, so gut er konnte, die Wunden des immer noch halb ohnmächtigen Peter Franz kühlte und wusch. Man hatte ihnen die Kleider gelassen und dem Junker ein kleines Psalmbuch, das er immer bei sich führte; außerdem hatte er in den Sohlen seiner Stiefel zwanzig Louisd'or verborgen gehabt für alle Fälle, und diese waren den Augen des Kerkermeisters entgangen.

Am anderen Morgen wurden die Gefangenen in ein leidlich ausgestattetes Zimmer geführt; bei ihrem Eintritt in dasselbe erhob sich ein großer blonder Mann in langem Beinkleid, dem blauen Rock mit rothen Borten, wie ihn der Revolutionär vorzugsweise trug, und eine rothe Mütze auf dem langen verwilderten Haar.

„Bürger," sagte er mit rauher Stimme, „habt Ihr nicht einen Bissen Brot; man läßt mich hier verhungern!"

Peter Franz blickte dem Gefangenen ins Angesicht, dann wankte er und mußte sich auf Günthers Arm stützen, um nicht umzusinken.

„Leopold, Graf Stoßenburg," nahm er das Wort, „dankt die Revolution so den Edelleuten,

die für sie fochten? Mich dünkt, undankbarer hätten auch die Könige nicht sein können!“

„Sie thut noch mehr,“ entgegnete Stoßenburg kalt, „sie schickt sie sogar zur Guillotine! Was hilft's, ohne Blut ist die neue Welt, welche die Revolution schafft, nicht herzustellen, warum soll grrade das meinige geschont werden?“

Mochte der trotzige Mann irren, er stand bis zum letzten Hauch für die Idee ein, der er sich zugeschworen hatte. Haß und Neid, wie sie ja bei den Tyrannen der falschen Freiheit so vielfach im Schwange gingen, hatten Stoßenburg in den Kerker gebracht, den er nun mit seinem Verwandten theilen sollte. Er war nach seiner Art ebenso ruhig und gefaßt wie Peter Franz und Günther es waren. Der letztere freilich hatte Stunden, in denen es über ihn kommen wollte wie Kleinmuth, wo die Sehnsucht nach Weib und Kind übermächtig in ihm wurde, und aller Trost, den Griebnitz ihm zusprach, nichts fruchten wollte. Schwer nagte es auch an seiner treuen Seele, daß er seinen Herrn nicht hatte retten können, und dieser statt dessen für ihn den Tod erlitten hatte. Vergebens aber suchte Peter Franz die Seele seines Vetters von irdischen Dingen ab auf göttliche hinzulenken, er hatte keinen anderen

Gedanken, als die Freiheit. Einmal, als ihm Peter Franz seinen Abscheu darüber aussprach, daß die Freiheitsmänner kaltblütig so tief im Blute wateten, entgegnete er scharf: „Was willst Du, wir haben ein Königshaupt fallen sehen und dabei gejubelt, wer das gekonnt hat, den schreckt nichts mehr."

Schaudernd wandte sich Franz Peter ab.

Am anderen Tage wurde Leopold ins Verhör gerufen; zum Abschied sagte er zu dem Vetter: „Lebe wohl, wenn Du überhaupt aus diesem Gefängniß kommst; das kommende Jahrhundert wird keine Gefängnisse und keine Fesseln mehr kennen!"

Kein Gruß für sein Weib und seine Kinder kam über seine Lippen, auch die Hand hatte er Griebnitz nicht gereicht; ahnte er, daß dieser sich scheuen würde, die Hand des Königsmörders zu berühren? Zwei Stunden später war er nicht mehr, der Kerkermeister erzählte, er habe noch zum Volke das er mit „befreit" hatte, reden wollen, aber der Ruf: „Du bist ein Aristo und mußt 'sterben!" hatte ihn unterbrochen; einer der Beisitzer des Revolutions-Tribunals hatte ihm im Verhör gesagt: „Wenn Du für die Revolution gekämpft hast, so hast Du einmal im Leben etwas Gutes gethan, aber es wiegt das Böse nicht auf, welches Du vielleicht noch thun

könntest, wenn Du wieder einmal daran denkst, daß Du ein Aristokrat bist!“

„Das ist die Antwort der Revolution an den Adel, der für sie kämpft,“ sagte Peter Franz bitter. Der Kerkermeister aber trat dicht an den deutschen Edelmann heran und flüsterte: „Der Bürger Brutus hat mir noch eine Botschaft für Sie übergeben. Bürger, könnt Ihr sie bezahlen?“ Der habgierige Mann hatte längst gemerkt, daß Peter Franz noch im Besitz von Geld war, nicht von jenen papiernen Assignaten, sondern von Gold, und auf einem Goldstück flößte auch einem Kerkermeister der Republik der Kopf des Königs keinen Haß ein.

Fünf seiner Louisd'or mußte Griebnitz dem habsüchtigen Manne opfern, dann legte er ein kleines Päckchen in die Hand des Deutschen, auf dem die Worte standen: „Kommst Du lebend aus dem Gefängniß, so gieb dies meiner Frau!“ In dem Päckchen lag der Trauring des Grafen.

Peter Franz hatte einst gelobt, keine Thräne zu weinen um einen revolutionären Edelmann, den sein Schicksal ereilen würde, er hatte Leopold trockenen Auges zum Tode gehen sehen, jetzt, wo er sich überzeugte, daß in der letzten Stunde doch ein menschlicher Zug in der Seele des unseligen Mannes sich

gezeigt hatte, wurde ihm die Wimper feucht und mit zitternder Hand verbarg er den Ring auf seiner Brust.

Das Zimmer, in dem die beiden Deutschen eingekerkert waren, hatte nur ein Dachfenster, der obere Theil der Thür war mit einem Gitter versehen, so daß die Schließer von einem Gange aus zu jeder Zeit sehen konnten, was im Gefängniß vorging. Jeden Tag fand auch in diesem Gange eine Vertheilung von Milch, Brot oder Suppe und Wäsche statt und dabei sahen denn die zu gleicher Zeit Gefangenen einander, freilich ohne viel zusammen sprechen zu können. Das von Peter Franz und Günther bewohnte Zimmer wurde stets noch von einem dritten Gefangenen getheilt, so lange, bis derselbe ins Verhör und von da auf die Guillotine geführt wurde. Von ihnen erfuhren dann die Deutschen, welche Greuel zu Paris geschahen, erfuhren aber auch, daß man sogar noch im Gefängniß eine Befreiung der Königin plane, die inzwischen nach der Conciergerie gebracht worden sei. Peter Franz und Günther konnten an eine Befreiung nicht denken; eine solche war nur durch ungeheuere Bestechungen durchzusetzen, und die Royalisten, denen

sie bekannt waren, auf deren Hülfe sie hätten rechnen dürfen, die saßen gleich ihnen im Gefängniß.

Uebrigens waren nicht alle ihre Mitgefangenen treue Royalisten oder überhaupt nur Aristokraten, es war oft eine schwer zu ertragende Gesellschaft, namentlich die Citoyens, die nach Voltaire und Rousseau gebildet, unwissend und übermüthig, frech und sentimental zugleich waren. Einmal war's ein schlichter Bauer, der einer sterbenden Aristokratin in seinem Hause Obdach gegeben hatte, dann ein Schauspieler, dessen Verbrechen darin bestand, in der Rolle eines englischen Lords mit dem Hosenbandorden aufgetreten zu sein. Welchen Blick in Menschenseelen that da Peter Franz von Griebnitz! Wie oft gelang es ihm, Zagende zu ermuthigen, wie oft beugte ein Todgeweihter neben ihm das Knie zu einem letzten Gebet und wie lernte der preußische Edelmann beten in dem französischen Gefängniß! Einmal versuchte es der Schließer den kleinen Psalter an sich zu reißen, aus dem Peter Franz so vielen bangenden Herzen vorlas; mit großen Augen sah er den Mann an und die ruhige, würdevolle Haltung des Gefangenen verfehlte selbst auf diesen wilden Diener der Republik seinen Eindruck nicht. Wenige der Eingekerkerten verließen das Gefängniß ohne einen

Segenswunsch für Peter Franz von Griebnitz und Günther Rittersporn.

Ein schmerzliches Wiedersehen war es, als eines Tages der alte Benoit, der Diener der Marquise von Forcalquier, ins Gefängniß eingeliefert wurde. Er erkannte die beiden Herren auf der Stelle und erzählte ihnen mit leiser Stimme, er habe sie alle sterben sehen, die vom Hause Forcalquier, nur sein jüngstes Fräulein habe er gerettet an jenem blutigen Tage, da sein junger Herr gefallen. Dessen Leiche habe er zusammt der des deutschen Herrn, der neben ihm gefallen und der jener Frau, welche die Unmenschen durchbohrt hatten, nach dem Kirchhofe Montmartre gebracht; dort ruhten sie in schmucklosen Särgen in der Gruft der Forcalquier.

Paul Ferdinand von Griebnitz hatte also doch wenigstens ein ehrlich Begräbniß gefunden, ebenso Ulrike Rittersporn, und die beiden Gefangenen drückten die Hände des alten Dieners in wortloser Dankbarkeit.

Was Peter Franz von Griebnitz von seinen heimlich verborgenen Louisd'or blieb, die er trotz des Gitters in der Thür den gierigen Augen der Schließer zu entziehen wußte, das wandte er an, um sich Feder, Papier und Tinte zu verschaffen.

Jedem Gefangenen, der sie verließ, gaben die beiden unglücklichen Männer zwei Briefe mit. Der eine trug Gottholdes Adresse, der andere die eines Dieners des Grafen Louis Stoßenburg, und in beiden Briefen gaben die Gefangenen an, wo man sie suchen solle. Wurde der betreffende Gefangene zum Tode verurtheilt, so zerriß er die Briefe, im Falle der Freisprechung sollte er versuchen, sie zu befördern. Es war das ein gefährlich Spiel, denn die Gefangenen wurden scharf durchsucht und die Schreiber der Briefe wären leicht zu entdecken gewesen, wenn man diese gefunden hätte; für Peter Franz und Günther aber war dann der Tod gewiß. Zweimal schon hatten sie einem Mitgefangenen auf diese Weise Briefe mitgegeben, aber die Unglücklichen waren guillotinirt worden; doch mußte man die Briefe nicht gefunden haben, denn die Deutschen waren noch immer nicht vor das Revolutions-Tribunal gefordert worden.

Jetzt rechneten beide wieder auf Benoit; die Briefe waren wieder einmal geschrieben und der Kerkermeister hat einen Louisd'or dafür erhalten, daß er es nicht sieht, wie Benoit die dünnen Zettel zwischen dem doppelten Futter seines Rockärmels verbirgt. Am anderen Morgen findet wieder ein

Scheiden ſtatt; ſie weinen alle Drei und können ſich nicht trennen, bis der Schließer ſie auseinander reißt. Am Abend deſſelben Tages noch flüſterte er Peter Franz zu: „Geben Sie mir den Reſt Ihres Goldes und ich ſage Ihnen etwas Gutes.“

Obgleich Griebnitz aus ſolchem Munde nicht viel Gutes erwartet, gehorcht er doch, läuft er doch Gefahr, daß der Elende ihm dann mit Gewalt nimmt, was er ihm freiwillig nicht giebt, oder ſich durch eine Anklage ſeiner Gefangenen beim Tribunal rächt, vielleicht ihn von Günther trennt, dem Zuſammenſein mit dem alten, erprobten Freunde, in dem Beide ihren beſten Troſt finden, ein Ende macht. Der Bürger-Schließer Longand wiegt die Goldſtücke in der Hand, dann murmelt er: „Der Bürger Benoit iſt freigeſprochen!“

Griebnitz und Ritterſporn ſinken ſich in die Arme, da fügt Longand mit tückiſchem Lächeln hinzu: „Aber die Bürgerin Capet iſt geſtern enthauptet worden!“

Die Bürgerin Capet! So heißt Frankreichs Königin, ſo heißt Maria Thereſia's Tochter für den Gefangenwärter des Palais Luxembourg!

Peter Franz iſt zuſammengebrochen, ſeine kaum geheilten Wunden ſchmerzen wieder, er ringt nach

einem Gebet, da faßt Rittersporn seine Hände und sagt mit starker Stimme: „Herr, Dein Wille geschehe!“

Mit zitternder Lippe aber fährt Peter Franz fort: „Wie im Himmel also auch auf Erden!“

So war alles umsonst gewesen, Gott hatte das Königthum der Lilien verlassen; „ich wollte nicht wieder aus Paris gehen, als bis die Königin frei oder todt wäre,“ murmelte Peter Franz, „Gott hat gesprochen, wer will ihm in die Zügel seiner Weltregierung greifen!“

Das waren mit die schwersten Tage im Leben des märkischen Junkers; gewaltige innere Anfechtungen kamen über ihn und mehr als einmal bat er: „Günther, erzähle mir die Geschichte vom Kampf in Gethsemane!“

Und mit von Thränen fast erstickter Stimme sprach der Getreue: „Und er riß sich von ihnen bei einem Steinwurf und kniete nieder, betete und sprach: Vater, willst Du, so nimm diesen Kelch von mir, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe. Es erschien ihm aber ein Engel vom Herrn und stärkte ihn. Und es kam, daß er mit dem Tode rang und betete heftiger. Es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen und fielen auf die Erde!“

Griebnitz erwiderte nichts, aber seine Brust arbeitete heftiger.

„Warum willst Du immer hören vom Kampf Gethsemane?“ fragte Günther leise, „soll ich Dir nicht erzählen von den Wundern des Herrn?“

Peter Franz schüttelte den Kopf. „Hätte ich nur einen Herrn, der Wunder thut, ich könnte jetzt nicht zu ihm, aber er hat gelitten und gerungen mehr als ein Menschenkind auf Erden, darum kann er trösten. O, Günther, in des Lebens dunkelsten Stunden erschließen sich uns erst die Tiefen des Christenthums!“

Und doch wollen sie es jetzt abschaffen,“ entgegnete Günther.

„Was abschaffen? das Christenthum?“ rief Peter Franz.

„Ich hab's vom Schließer gehört,“ erwiderte Günther, „sie haben ja auch eine neue Zeitrechnung eingeführt, in der sie für den Sonntag keinen Platz mehr haben!“

Es gab Tage, an denen Peter Franz fast froh war, im Gefängniß zu sitzen, nur weil er's nicht mitanzusehen brauchte, was draußen geschah. Er mußte ja durch Wärter und Gefangene genug hören; das Glaubensbekenntniß der Republik: „Es giebt

nur einen Gott, das ist die Natur, und nur einen Herrn, das ist das Menschengeschlecht, geeinigt durch Vernunft zur allgemeinen Republik als göttliches Volk", wie es der blutige Schwärmer Anacharsis Cloots aufgestellt hatte, drang auch an sein Ohr und schaudernd wandte er sich ab. Was war aus der sanften Aufklärung geworden, am 10. November schaffte sie Gott ab und setzte die Göttin der Vernunft auf den Thron! Diese Konsequenz hatte sie nicht gezogen, aber sie drängte sich ihr mit blutiger Gewißheit auf.

Unterdessen harrten und harrten die Gefangenen vergebens auf Befreiung, wer wußte, ob Benoit nicht doch noch ein Opfer der Revolution geworden, ob die Briefe nicht verloren gegangen waren. Es begann Robespierre's Alleinherrschaft, kein König hatte so viel von Tugend gesprochen und so viel Schrecken um sich verbreitet, wie dieser Sohn der Revolution, und noch immer wurden die beiden Deutschen nicht verhört. Das höchste Wesen wurde feierlich wieder eingesetzt, Peter Franz und Günther schienen in ihrer Zelle vergessen zu sein; sie hatten während des Winters entsetzlich von der Kälte gelitten, oft Tage lang nur von schwarzem Brote und trübem Wasser gelebt; ihre Schließer wechselten, sie

bekamen ein anderes Zimmer, aber man verhörte sie nicht, obgleich sie mehrmals durch ihre Wärter darum bitten ließen. Sie waren beide dahin gekommen, sich den Tod zu wünschen, nur um dieser entsetzlichen Ungewißheit zu entrinnen. Aus der Heimat vernahmen sie auch nicht das Geringste, erfuhren nicht, ob die Waffen ihres Königs siegreich waren oder ob er Frieden geschlossen hatte, sie wußten nur, daß sich Robespierre in Blut badete, und mußten ihr Zimmer jetzt oft statt mit einem mit zwei oder drei dem Tyrannen Verdächtigen theilen, der seiner Zeit zum ersten Mal die große Lehre gab, daß nicht das Königthum die schlimmsten Tyrannen groß zieht, und dem ein noch Gewaltigerer folgen sollte.

Einge Tage nach dem 21. Prairial, d. h. dem 8. Juni, wo Robespierre im himmelblauen Frack, weißer Weste und gelben Beinkleidern, gepudert und frisirt, das dreifarbige Band um den runden Hut und den unvermeidlichen Blumenstrauß in der Hand das höchste Wesen wieder eingesetzt hatte, brachten die Schließer einen laut schreienden, scheltenden und fluchenden Mann in die Zelle der beiden Gefangenen, bei dessen Anblick sie entsetzt zurückwichen.

Es war Baruch Stern, der Spürhund der Revolution, den nun ebenfalls sein Schicksal ereilte.

Als er die beiden Deutschen erkannte, hielt er in seinem Geschrei und Schelten inne und suchte sich eine etwas würdigere Haltung zu geben, was ihm aber schlecht gelang, denn die Todesfurcht stand ihm auf der Stirn geschrieben.

„Warum seid Ihr noch am Leben?“ schrie der Jude, „haben sie Euch vergessen?“ Allmälig wurde er ruhiger.

Griebnitz gab wenig auf ihn Acht, ihn berührte nichts widerwärtiger als Feigheit. Günther ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, er wollte von seiner Schwester hören, und was Baruch Stern von der unglücklichen Frau erzählte, das bewog doch endlich auch Peter Franz, sich nach ihm umzuwenden.

Ulrike war nach Paris gekommen, begeistert für die Ideen von 1789, die so bald zu denen von 1793 werden sollten; hauptsächlich hatte sie sich an Madame Roland, die Frau des Ministers Roland, eine glühende Republikanerin, angeschlossen. Die revolutionäre Gesinnung der Madame Roland entsproß derselben Quelle wie die Ulrike's, sie hatte es als junges Mädchen mit bitterem Gefühl empfunden, daß die Gesellschaft einem armen, alten, aber vor-

nehmen Fräulein mit mehr Ehrerbietung begegnete, als ihr, der geistreichen jungen Bürgerin. Der Schrecken der Republik, die Verhaftung der Madame Roland, hatten Ulrike, die Sterns Bewerbungen immer wieder abwies, wie er mit Zähneknirschen eingestand, auf den Gedanken gebracht, unter der Maske einer Furie der Guillotine so Viele als möglich zu retten, was ihr in einzelnen Fällen auch geglückt war, bis Stern selber sie ihren Mördern überlieferte.

Günther Rittersporn faltete die Hände; so tief gesunken, wie er anfänglich gefürchtet hatte, war also die Schwester doch nicht, und er dachte jetzt mit stillerem Herzen an die Gruft der Forcalquiers, in der die Schwester ruhte. Der Neid auf den Adel hatte sie auf den Weg des Irrthums geführt; die Gesellschaft derjenigen, nach der sie im Leben verlangt hatte, sie wurde ihr im Tode zu Theil.

„Wie kommt's aber, daß Ihr Euch im Gefängniß befindet?“ fragte Rittersporn den Juden, „ist die Revolution nicht dankbarer?“

„Die Revolution,“ wiederholte spöttisch Baruch Stern, „die hat damit nichts zu thun; es war nur die alte Geschichte, der Christ brauchte den Juden, und als er ihn verbraucht hatte, warf er ihn weg; Robespierre begann mich zu fürchten.“

„Nennt Ihr Robespierre einen Christen?“ fuhr Günther auf.

„Warum läßt sich denn der Jude brauchen?“ fragte Griebnitz scharf, „thut er's etwa aus Liebe zu den Christen; unter den Umsturzmännern aller Länder sind die Juden sehr zahlreich, ist's ihnen um die Revolution zu thun?“

„Nein!“ rief Baruch Stern, sich hoch aufrichtend, „sondern um die Herrschaft ihres Volkes.“

„Und der steht nichts mehr im Wege, als christliche Throne, christlicher Adel und christliche Priester,“ fuhr Peter Franz fort, und vor dem durchbohrenBlick seines blauen Auges senkte der Jude die Stirn.

„Ihr nanntet unsere schlimmsten Feinde,“ murmelte er, „wo sie die Macht haben, kann der Jude nicht aufkommen, darum werden wir in die Revolution getrieben, denn wir können es nicht vergessen, daß wir das auserwählte Volk waren!“

„Und noch immer ist es die irdische Herrschaft, nach der Ihr trachtet, wie in den Tagen, da Ihr den Messias verwarfet! Ihr seid keine anderen geworden und wundert Euch, daß der Haß gegen Euch nicht ruhen will!“

„Hassen Sie uns auch?“ fragte Stern.

Griebnitz schüttelte den Kopf. „Liebet Eure

Feinde, sagt mein Heiland," entgegnete er, „aber der jüdischen Herrschaft würde ich mich widersetzen bis zum letzten Blutstropfen, denn er sagt nicht: Laßt meine Feinde über Euch herrschen!"

„So sollen wir Juden unter dem Fluch bleiben immer und ewiglich," seufzte Baruch Stern; es war wieder jene ernste Trauer über ihn gekommen, die ihn gehaltener und ruhiger erscheinen ließ als sein gewöhnliches freches Auftreten.

„Es kann ihn Niemand von Euch nehmen," erwiderte Peter Franz ernst, „so oft Ihr's auch versuchen werdet, Ihr werdet nichts erreichen. Euer Haus soll Euch wüste gelassen werden, hat der gesagt, den Ihr verworfen habt, und seine Worte vergehen nicht!"

„Und doch kommt eines Tages vielleicht ein Judas Maccabäus, der mein Volk zur Freiheit führt; träumte ich doch einst davon, daß ich es sein würde," rief Stern mit hallender Stimme, gleich darauf aber fügte er fast schreiend hinzu: „Statt dessen schicken sie mich auf die Guillotine!"

„Es kommt Euch kein Maccabäus," sagte Peter Franz unerbittlich, „ich hasse das Volk der Juden nicht, ich denke daran, daß Gottes größeste Propheten ihm angehörten, daß Gottes Sohn unter

ihm geboren ward; ich traure tief, daß es also sinken konnte, ich beuge mich unter der gewaltigen Hand Gottes, die auf ihm ruht, aber ich weiß auch, daß nur Eins das Volk Israel retten könnte!“

„Und was?“ fragte Stern mit weit aufgerissenen Augen.

„Der Glaube an den Gekreuzigten,“ erwiderte Peter Franz, „aber das ist das Furchtbarste an Gottes Zorn, daß er die Herzen der Juden verstockt hat, sie können jetzt nicht mehr zu Dem kommen, zu dem sie einst nicht kommen wollten!“

Ein Schauer lief durch den Körper des Juden, er fühlte, daß der bleiche, bärtige Mann, den er längst unter den Todten geglaubt hatte, da vor ihm Recht habe, aber sein ganzes Innere bäumte sich dagegen auf. „Wir wollen auch heut noch nicht,“ rief er mit gellender Stimme, „lieber unstät und flüchtig sein auf Erden bis ans Ende der Tage, als vor dem Kreuze knieen.“

„Armes Volk Israel,“ flüsterte Peter Franz, „o daß die Völker der Erde sich warnen ließen durch Dein Beispiel, nicht Deinen Heiland zu verwerfen, denn alle Gewalt im Himmel und auf Erden ist Ihm allein gegeben!“

„Aber nicht seinen Dienern, dünkt mich,“ höhnte

Baruch Stern, „hat mich die Revolution zur Guillotine geschickt, so thut Ihr Heiland auch nichts Anderes mit Ihnen, wie mir scheint; wir werden wohl den gleichen Weg gehen!“

„Der Unterschied ist nur, wie wir ihn gehen,“ entgegnete Griebnitz ruhig, „ich werde auch unter der Guillotine nach Ihm blicken und Er wird mich stärken in der Todesstunde, daß ich keine Furcht empfinde!“

„Keine Todesfurcht?“ fragte der Jude mit bebender Lippe, „kann Er die Todesfurcht nehmen!“

„Er kann es,“ sagte jetzt auch Günther entschiedenen Tones. Aber das trotzige Kind Israels fand den Weg zum Kreuze nicht, trotz aller Mahnungen der beiden Christen; unaufhörlich schwankte es zwischen höhnendem Stolze, in dem es prophezeite, daß die Juden doch triumphiren würden über die Christen, und bleicher Todesangst. Dann begann er einzelne Stücke aus hebräischen Gebeten zu murmeln, Psalmenstellen herzusagen, aber sie gaben ihm keinen Trost. Von der Stunde an, da er zum Verhör gerufen wurde, schien sich sein Verstand zu verwirren, er sah das Haupt des Königs vor sich, und wieder rangen sich Gebetsworte von seinen Lippen; mit Entsetzen vernahm sie Peter

Franz, der so viel Hebräisch verstand; es war das Gebet, das der Jude sprechen soll beim Anblick des Königs. Der Mann, der einen Triumph für sich darin gesehen hatte, eines Königs gesalbtes Haupt zu Fall zu bringen, der Revolutionär hatte Alles vergessen, nun seinem Haupte dieselbe Gefahr drohte, bis auf — das Gebet für den König!

„Gottes Finger," sagten die beiden Männer leise, die nun wieder allein blieben, und auch sie beteten für den König, für den daheim im Preußenlande, für alle Könige auf Erden, daß Gott ihnen wolle Weisheit in die Herzen geben und treue Unterthanen.

Schon begann der Herbstwind wieder in den Baumkronen des Gartens vom Palais Luxembourg zu heulen; Peter Franz von Griebnitz und Günther Rittersporn aber harrten noch immer auf Befreiung oder Tod!

Siebentes Kapitel.

Alt-Heidelberg Du Feine.

Auf der großen Terrasse des Heidelberger Schlosses standen an einem Septembertage des Jahres 1794 drei Damen und ein Herr, vertieft in den zauberhaften Anblick, der sich ihnen darbot und der drei Kinder nicht achtend, die sie umspielten. Ueber dem Ottheinrichsbau lagen schwere, dunkle Gewitterwolken, auf den grünlichen Fluthen des Neckars aber blitzte die Sonne; leiser Donner grollte von ferne und eine der Damen wandte sich jetzt zu den Kindern: „Kommt mit mir in den Thurm, es wird gleich regnen, da bleibt Ihr doch wenigstens trocken!“

„Aber Tante Luischen,“ ruft das älteste der Kinder, ein stämmiger, etwa achtjähriger Knabe mit prächtigen, rothen Wangen, „wir wollen ja naß werden, das ist ja eben so hübsch!“

„Aber Dorette und Luischen sind kleine Mädchen," sagte die Dame, „die verderben sich ihre hübschen Kleiderchen nicht gern."

„Dann kaufe ich ihnen neue," sagte der Junge stolz, „ich habe so viel Geld in meiner Sparbüchse!"

Und mit einer energischen Bewegung faßte er die beiden Mädchen, die jünger waren als er, an den Händen, als sollte es auf der Stelle an den Einkauf gehen.

Die Dame lächelte und strich den beiden Rothköpfchen das sonnigglänzende Haar aus den weißen Stirnen, dann sagte sie, während ein Zug von Wehmuth über ihr freundliches Antlitz glitt: „Sieh, Gottholde, die Kinder haben Dein Haar, aber ganz die Augen unseres Günther!"

Die Dame, die also gesprochen hat, trägt ein kurzes Unterkleid von schiefergrauer Seide, darüber eine schwarze Seidenrobe mit enganliegenden Aermeln und kurzer Schleppe; über dem Leibchen des Unterkleides ist die Robe mit schwarzen Sammetbändern geschnürt, Brust unb Schultern umgiebt das battistene Fichu, dessen lange Enden im Rücken zu einer Schleife geknotet sind. Das Haar ist aufgelockert, ganz leicht gepudert und mit einem schwarzen Sammetband durchzogen; an jeder Seite fällt eine

lange Locke auf die Schulter, und auf der Frisur sitzt ein schwarzer Seidenhut mit großer Bandrosette. Ueber dem Arm trägt die Dame einen gelblichen Shawl mit einer schwarzen Blumenkante. In der Hand hält sie den großen Fächer. Reifrock, Schnebbe, Schnürbrust, die unförmlich hohe Frisur, die spitzen Hacken unter den Schuhen, Alles das ist verschwunden und hat der gar nicht unkleidsamen Tracht Platz gemacht, die auch die zweite Dame, nur in bunteren Farben, trägt. Die dritte Dame ist bescheidener gekleidet, sie hat ein Wollenkleid an, einen schwarzen Shawl um und trägt eine weiße Haube, aber sie ist vielleicht von allen Dreien die Schönste, mit ihrer blendend weißen Hautfarbe, ihren reinen Zügen und den großen grauen Augen, die sich bei den an sie gerichteten Worten der grau und schwarz gekleideten Dame mit Thränen füllen. „O Luischen," sagt sie bittend, „sprich nicht von ihm, ich kann, ich kann es nicht ertragen!"

„Die arme Seele," seufzt die dritte Dame, und schmiegt sich fester an den hohen, schönen, aber bleich und kränklich aussehenden Mann im blauen Frack, „weißt Du denn gar keinen Trost für sie, mein Heinrich Karl, stand denn nichts in all den Briefen,

die Du heute erhieltest, was auf eine Spur von den Verlorenen deutete?"

Gottholde wandte sich jetzt hastig nach dem Herrn um und sah ihn mit einem Blick an, der an ein sterbendes Wild erinnnerte, aber Herr von Stücken schüttelte traurig den Kopf.

„Nein, meine Sittah," sagte er wehmüthig, „Du kannst Dir denken, daß Graf Stoßenburg Alles aufbietet, ebenso Dein Vater; alle Gesandtschaften sind in Bewegung gesetzt, es ist nichts, nichts dabei herausgekommen."

„Meine Brüder, meine armen Brüder," klagte Sittah. Gottholde sagte nichts, sie preßte die Hand aufs Herz und Luischen weinte leise.

Das Wetter zog herauf, die kleine Gesellschaft flüchtete in die Stube eines Kastellans, der im Ottheinrichs-Bau wohnte, jener Krone aller Renaissance-Bauten in Deutschland, und der doch nur ein Theil der gewaltigen Schloßruine ist.

Mächtig rollten die Donner über das Schloß hin und wenn die Blitze niederfuhren an den hohen Giebeln, an dem prächtigen Portal, dann schienen die steinernen Figuren in den Blenden lebendig zu werden, die heidnischen Götter sowohl wie die christlichen Tugenden und die biblischen Helden.

Herr von Stücken stand am Fenster und schaute in die flammenden Blitze, um die Thränen in den Augen der Frauen nicht zu sehen; er hatte ein Gefühl, als seien sie ihm auch nicht mehr fern. Mochte er auch nicht gerade über Paul Ferdinands Geschick sehr trauern, mochte er auch für den guten Günther, den er kaum gekannt hatte, wenig mehr fühlen als das allgemein menschliche Mitleiden, er sah doch seine Frau leiden unter den schweren Schicksalen, die sich an die Fersen ihrer Brüder zu heften schienen, er sah den Jammer der armen Gottholde vor sich und er selbst trauerte tief um Peter Franz, an dem er mit rechter Bruderliebe hing.

Je mehr sich seine Gesundheit befestigte, desto nördlicher nahm Herr von Stücken seinen Winteraufenthalt; er hatte es nun mit Heidelberg versuchen wollen und mit seiner Erlaubniß hatte Sittah an Luischen geschrieben, ob diese ihren Winteraufenthalt theilen wolle. Sie saß als Wittwe ziemlich einsam in ihrem großen Hause in der Behrenstraße in Berlin, ihre Schwester Jettchen hatte einen Pastor im Havelländischen geheirathet, Fränzchen konnte die alternden Eltern nicht verlassen und Ulrike hatte es ja verschmäht das Leben der Schwester zu theilen. So war sie denn freudigen Herzens

nach Heidelberg geeilt, sie wußte ja, daß dort Günther lebte, was die Griebnitzer ihr mitgetheilt hatten. Gleich nach ihrer Ankunft theilte sie Sittah mit, daß sie nach ihrem Bruder suchen wolle; Sittah gerieth in gewaltige Aufregung, denn wo Luischens Bruder war, da mußte ja der ihrige auch sein. Würde Heinrich Karl ihr abrathen, ihn zu sehen?

Mit mildem Lächeln vernahm Stücken die bange Frage seine Gemahlin. „Nicht nur Du sollst ihn sehen, mein Sonnenstrahl," entgegnete er, „auch ich will zu ihm gehen und ihm die Hand bieten zur Versöhnung, ich habe ihm vergeben!"

So begaben sie sich denn auf die Suche und fanden auch Gottholde sehr bald; äußerlich in leidlichen Verhältnissen, aber ohne ihren Mann, ohne Paul Ferdinand. Wohl leuchteten ihre Augen auf, als Sittah und Luischen sie umschlungen hatten; aber ein leiser Groll gegen die Griebnitze sprach sich doch in ihrem ganzen Benehmen aus. Weder Stücken noch Sittah vermochten ihr deshalb zu zürnen, nur hätten sie gern etwas Näheres über Paul Ferdinands Schicksale gewußt, aber darüber schwieg Gottholde; weder er noch ihr Mann hatten ihr erlaubt, darüber zu sprechen. Nur daß sie beide nach Paris gegangen seien, um der royalistischen

Partei zu dienen, sagte sie ihnen, und Stücken begann seit diesem Tage wieder besser von seinem Schwager zu denken.

Gottholde legte allmälig etwas von ihrer Scheu ab, Luischen war ihr ja immer lieb gewesen wie eine Schwester und Sittahs strahlender Freundlichkeit war nur schwer zu widerstehen, auch vermittelten die Kinder die weitere Annäherung. Eine Unterstützung oder Erleichterung ihrer Lage ihr anzubieten, wagten Stückens nicht; sie war eine fleißige und gewissenhafte Arbeiterin, dabei von bescheidenen Ansprüchen und Luischen saß eigentlich noch lieber bei der Schwägerin in dem bescheidenen Stübchen als bei den vornehmen Verwandten. Sie hatte sich an ihre größeren Verhältnisse gewöhnt, aber es war ihr bei Gottholde doch am wohlsten. Sittah und ihr Mann sahen es lächelnd, sagten aber nichts darüber; sie liebten und achteten Luischen, wenn sie auch Anfangs mehr gute Miene zum bösen Spiel gemacht hatten, als daß sie wirklich erfreut gewesen wären über die Heirath des Onkels. Aber das war lange vergessen und Gottholde selbst sah oft mit Erstaunen, wie würdevoll sich das furchtsame Luischen bewegen konnte, das ganze Geheimniß bestand darin, daß Frau Luise von Stücken dem natürlichen

Triebe ihres einfachen und vielleicht gerade darum vornehmen Herzens folgte. War ihr Gottholde doch darin ähnlich, und es wäre für die arme Frau eine schöne friedliche Zeit gewesen, wenn nicht alle Nachrichten von ihrem Manne ausgeblieben wären. Fast zu gleicher Zeit erhielt Sittah die Kunde von dem Verschwinden ihres jüngeren Bruders und theilte den Eltern dagegen mit, wie auch Paul Ferdinand und Günther Rittersporn in dem unseligen Paris verschwunden seien. Bei der Langsamkeit der Posten vergingen oft Wochen, ehe wieder ein Brief anlangte, und das ängstliche Harren, die immer neue Aufregung wirkten im höchsten Grade ungünstig auf Herrn von Stückens Gesundheit. Schon machte ihm Sittah den Vorschlag, doch wieder südlicher zu ziehen, aber er entgegnete: „Wir dürfen die arme Gottholde nicht verlassen."

So verging der Winter und der Sommer; die Griebnitzer, Stückens, ja selbst Graf Stoßenburg in Wien waren überzeugt, daß die Häupter der Dreie unter der Guillotine gefallen seien, auch Leopold Stoßenburg und Ulrike hatte wahrscheinlich dies Schicksal ereilt. Ein Mal schrieb Graf Louis, Emigranten hätten ihm die Nachricht gebracht, Peter Franz sei wohl in Paris eingetroffen, aber jede Spur

von ihm sei seit seinem Eintritt in das Hotel Forcalquier verloren gegangen. Da von dessen Bewohnern sich Niemand gerettet habe, so sei anzunehmen, daß auch er ein Opfer der Revolution geworden sei. Die Vergeblichkeit aller Reklamationen und Nachforschungen einsehend, wurden die Verwandten der Verschollenen auch lässiger im Betreiben derselben, man gewöhnte sich daran, sie als todt zu betrauern.

Nur Gottholde glaubte nicht an den Tod ihres Mannes und ließ nicht ab, auf seine Wiederkehr zu hoffen.

Vor einigen Tagen hatte Graf Stoßenburg aus Wien nach Heidelberg geschrieben, der Kriminalrath und Justiz-Commissarius Herr von der Horst, der beste Freund des verschwundenen Peter Franz, sei von Halle, wo er seinen Wohnsitz habe, mit Urlaub nach Wien gekommen, um die Nachforschungen nach seinem Freunde noch einmal zu beginnen. Der eigensinnige Westfale glaube nicht an den Tod des Freundes, lasse sich im übrigen empfehlen und hoffe noch einmal im Leben die Hand der christlichsten Frau mit dem türkischen Namen zu küssen. Sittah hatte gelacht und geweint über diesen Brief; sie kannte die leidenschaftliche und doch so leidenschafts-

lose Verehrung des Westfalen, darüber lachte sie, denn es stand ihm doch so gar komisch, aber sie weinte über seine Freundestreue und weinte noch mehr über ihren armen Mann, dem diese Kunde wieder neues Weh bereitete, weil er wieder zurückstehen und Andere da wirken lassen mußte, wo er am liebsten selbst thätig eingegriffen hätte. Aber solche Thränen durfte Heinrich Karl nicht sehen, die schickten sich nicht für den Sonnenstrahl, und sein Sonnenstrahl war sie geblieben bis auf den heutigen Tag.

Das Wetter verzog sich langsam, auf dem uralten Epheu, der überall um Heidelbergs Mauern sich schlingt, zitterten die Regentropfen und die Sonne spiegelte sich schon wieder in ihnen, so daß sie wie Demanten funkelten und die kleine Gesellschaft machte sich auf den Heimweg. Es war nur selten, daß Gottholde sich überreden ließ, mit der Schwägerin und den wohlwollenden Freunden hinauf zu steigen zum Schlosse, sie wollte sich nicht in eine Gesellschaft drängen, in die sie nicht gehörte; aber Stückens hofften sie durch solche Spaziergänge ihren trüben Gedanken zu entreißen, besonders da gerade sie einen merkwürdig ausgebildeten Sinn für Naturschönheit besaß.

Sie wanderten nun langsam hinüber in den Friedrichsbau, denn die Kinder mußten immer und immer wieder das große Faß sehen, das ihnen weit wichtiger war und viel besser gefiel, als alle Kunst, alle Naturschönheit. Sie jauchzten auch vor Lust und Grauen, wenn das kleine Thürchen geöffnet wurde und Perkeo, des Kurfürsten Karl Philipp Hofnarr, ihnen mit dem Fuchsschwanz ins Gesicht fuhr. Tante Luischen theilte Lust und Grauen mit den Kindern, auch ihr war der Fuchsschwanz weit interessanter, als die fast schon überladene Pracht des Friedrichsbaues.

Dann gelangten sie auf den großen Altan mit den beiden Erkern und von da schauten sie hinunter ins fröhliche Pfälzer Land, dessen fruchtbare Ebenen einen paradiesischen Garten bilden, den weit hinten am Horizont die Vogesen abgrenzen. Aus den schön geformten, weinreichen Bergen, aber an denen Heidelberg liegt, sahen sie den Neckar sich majestätisch hervorwälzen und Gottholde faltete die Hände, während Sittah leise sagte: „Wie wunderschön ist Gottes Erde! Hier versteh ich's, was es heißt: Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut!“

„Und ich möchte dann immer den 104. Psalm beten," bemerkte Gottholde.

„Meine Gedanken sind weniger friedlich als die Euren," fiel Stücken ein, „dieses Heidelberg predigt nicht nur Gottes Güte, es predigt auch des Menschen Bosheit und Gottes Gericht."

Er blickte auf die Ruine und fuhr fort: „Ihr wißt, daß ich kein Patriot und Republikaner bin, aber wer in Heidelbergs Mauern steht, der sagt sich, ein Gottesgericht ist über die Bourbonen gekommen; diese herrliche Pfalz zerstörten die Mordbrenner Ludwigs XIV.; die Gräber der deutschen Kaiser in Speier, die Gräber der Kurfürsten hier in Heidelberg haben sie geschändet und verwüstet. Hundert Jahre später aber am selben Tag hat die Revolution die Königsgräber der Bourbonen zu St. Denis zerstört, die Krone der Bourbons zerschlagen; Gott hat die Sünden der Väter gerächt an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, so wird er auch die der Revolution rächen! Das ist die gewaltige Predigt, die mir Heidelbergs Mauern halten!"

Schweigend gingen alle durch das große Thorgewölbe, an die Treppe, die zur Stadt hinabführt; nur die Kinder lachten und zählten die Stufen der

Treppe. Stückens hatten ein hübsches Haus am Kornmarkt gemiethet; es war von da aus kaum eine Viertelstunde hinauf zum Schlosse, aber dennoch mußte Heinrich Karl mehrere Male stehen bleiben, um Athem zu schöpfen.

Unten in der Stadt angekommen, trennten sie sich am Korn=Markt, hier nahm Gottholde Abschied und ging, ihre kleinen Mädchen an der Hand führend, noch ein Stück weiter bis zur Großen Mantelgasse. Dort hatte sie ihre bescheidene Wohnung, die Paul Ferdinand nur so kurze Zeit getheilt hatte. Die Kinder hatten sich müde und hungrig gelaufen, sie gab ihnen Milch und Brot und trat dann ans Fenster, um im letzten Strahl des Tages eine Spitze, die sie gewaschen hatte, auszubessern. Mehr als einmal schon hatte sie diese mühsame Arbeit gesegnet; sie gestattete ihr nicht zu weinen, denn wenn eine Thräne auf das dünne Gewebe fiel, konnte sie die Nadel nicht hindurchziehen, sie wußte aber, daß, wenn sie erst begonnen zu weinen, dann war an ein Aufhören nicht zu denken. End=lich aber konnte sie nicht mehr sehen, sie kleidete ihre kleinen Mädchen aus, legte sie in eins der beiden großen Himmelbetten, die an der Wand standen, zog die Vorhänge von rother Baumwolle

zu, steckte die kleine blecherne Oellampe an und setzte sich an den hochbeinigen birkenen Tisch, neben dem auf einem hölzernen Bock die kleine Wanne stand, in der sie ihre Spitzen zu waschen pflegte.

Sie fädelte einen neuen Faden ein und beugte sich wieder auf das feine Rosenmuster nieder, als nach einem hastigen Klopfen Luischen ins Zimmer trat, ohne ihr „Herein" abzuwarten. Die gute kleine Frau glühte vor Erregung und rief der Schwägerin ohne jede Vorbereitung zu: „Stücken fand zu Haus einen Brief von unserem gnädigen Herrn," — Franz Julius von Griebnitz blieb auch für Frau von Stücken unser gnädiger Herr — „sie haben ihm aus Wien geschrieben, daß der Junker Paul Ferdinand und unsere arme Ulrike schon länger als ein Jahr todt sind, daß aber Junker Peter Franz und Dein Mann vor dreiviertel Jahren noch gelebt haben."

„Vor dreiviertel Jahren," seufzte Gottholde und ließ die Arbeit fallen, „seitdem kann sie längst der Tod ereilt haben."

„Wie bist Du nur, Holdchen," sagte Luischen mit sanftem Tadel, „so lange wir nichts, rein gar=nichts von Günther wußten, da warst Du überzeugt,

er lebe, nun wir endlich eine Spur haben, hältst Du ihn für todt. Höre nur weiter!“

„Sprich leise,“ bat Gottholde, „die Kinder sind eben eingeschlafen.“

„Also,“ fuhr Luischen fort, „vor dreiviertel Jahren haben sie den Junker und unseren Günther in Paris in ein Gefängniß im Palais Luxembourg, ich habe mir den Namen genau gemerkt, gebracht, da hat sie noch einer gesprochen, ein Franzose, der jetzt nach Wien gekommen ist. Der Herr von der Horst aber, der Freund von unserem Junker, weißt Du, der will selbst nach Paris und ihn suchen!“

„Palais Luxembourg,“ wiederholte Gottholde, Luischen aber sprach weiter: „Stücken hat heftiges Fieber, er jammert, daß er nicht auch nach Paris kann, ich darf mich nicht aufhalten, ich muß auf Fritz achten, Du weißt, wie wild er ist, wenn man nicht aufpaßt und Sittah muß bei ihrem Mann bleiben.“

Sie eilte davon, Gottholde saß in tiefe Gedanken verloren, zuweilen murmelte sie vor sich hin: „Palais Luxembourg!“ Was war das für ein Haus? Wie sah es aus? Sie ahnte es nicht. Hatte es ihr Mann verlassen, um auf der Guillotine zu enden oder schmachtete er noch darin? Dann

dachte sie an den Freiherrn von der Horst, den sie freilich nicht kannte, von dem sie aber gehört hatte, er wolle sich nach Paris wagen, um seinen Freund selbst zu suchen. Das that der Freund für den Freund und die Frau blieb ruhig sitzen im sicheren Heim und rührte sich nicht! Ach, dieser Gedanke kam ihr nicht zum ersten Mal, aber — sie trat an das Himmelbett und zog den Vorhang zurück. Die Köpfchen dicht aneinander gelehnt, mit rosigen Wangen, schlummerten ihre Kinder; konnte sie dieselben verlassen, um nach Günther zu suchen, in der großen fremden Stadt voll Mord und Verbrechen? Wie sollte sie überhaupt dahin gelangen? Sie hatte in den letzten Jahren oft gehört von den Beschwernissen, die zarte Frauen auf der Flucht erduldet hatten; aber sie waren dann doch nicht ganz allein gewesen; sie war ja selbst aus Straßburg geflüchtet, aber an Günthers starkem Arm. Und wenn sie ihn in Paris nicht fand, wenn sie nur dem eigenen Tode entgegenging, waren ihre Kinder dann nicht ganz verwaist, und war es nicht ihre Pflicht, bei diesen zu bleiben? Wenn nur das Herz nicht oft so laut spräche, daß es alle Stimmen der Pflicht und des Gewissens übertönte.

Das arme Weib verbrachte eine schlaflose

Nacht, dann eilte es zu Stückens. Heinrich Karl war wohler, aber alle waren unbegreiflicher Weise in eben so großer Aufregung, wie Gottholde selbst. Nur Fritz war glücklich, er hatte einen freien Tag, denn der Vater, der ihn ganz allein unterrichtete, fühlte sich zu schwach. Der kranke Mann hatte selbst erst sehr Vieles lernen müssen, ehe er des Sohnes Lehrer wurde, aber er hatte in solchem Lernen eine Art Befriedigung gefunden, die ihn mit seinem, wie er es nannte, unnützen Dasein aussöhnte.

Gottholde verschwieg den Freunden ihre Gedanken über eine Reise nach Paris nicht; alle Drei aber erklärten ihr einstimmig, es sei Wahnsinn nur daran zu denken, in Paris hause der Schrecken fürchterlicher denn je und wenn die Unglücklichen noch am Leben seien, so würden sie jetzt entschieden der Wuth der Terroristen zum Opfer fallen.

„Aber jener Herr von der Horst will doch versuchen, ob er nicht in Paris eine Spur von Ihrem Bruder findet, gnädige Frau," wandte sich Gottholde an Sittah.

„Er ist ein Mann, meine arme Gottholde," sagte Frau von Stücken, „zudem, er hat nicht

Weib, nicht Kind, Du mußt doch auch an Deine Kinder denken!“

So wankte sie denn traurig heim und bald stand sie wieder an ihrem kleinen Waschfaß; heiße Thränen rollten in die gelbliche Flüssigkeit, die aus dünnem Kaffeegrund bestand, denn die zarten Brabanter Spitzen zu dem Brautschleier des Fräuleins von Adoltzheim, die schon ihre Großmutter getragen hatte, sollten die gelbe Farbe behalten, die ihr hohes Alter bekundeten. Die kleine Luise saß auf der Erde und spielte mit hölzernen, bunt bemalten Tellerchen, Dorette aber zog flink und geschäftig eine dünne Leine um den Ofen, auf der die Spitzen trocknen sollten. Plötzlich hob Luise das Händchen: „Horch, Mutter, Musik!“

Dorette lief ans Fenster: „Ein armer Musikant, Mutter, gieb mir was für den armen Mann!“

Gottholde ging an den Tisch und zog die Schublade heraus, in der die Schachtel mit den „Bettelpfennigen“ stand; sie wickelte ein Kupferstück ein, hob Luischen auf ihre Arme und öffnete das Fenster. Glückselig warf das Kind die Gabe hinunter, der Geiger hielt inne und bückte sich, um sie aufzuheben, dann setzte er sein Spiel fort, aber Gottholde zitterte plötzlich und das Kind fest an

sich drückend lauschte sie athemlos dem Liede des Geigers, eines alten Mannes in sauberer Kleidung und mit einer für sein Gewerbe eigenthümlichen fast vornehmen Haltung. Die wie man damals sagte streng pietistisch erzogene Gottholde kannte wenig weltliche Lieder, aber diese Melodie, die hatte sie doch zu oft gehört von den Dorfmädchen daheim, die stammte aus der Heimat und unwillkürlich sang sie leise vor sich hin:

„Der Schnee, der ist zerschmolzen,
Das Wasser läuft dahin,
In mein's Feinsliebchen Garten
Dahin steht all' mein Sinn!"

Der Geiger hatte ein feines Ohr. „Ei, Frau," rief er hinauf, „kennt Ihr die Melodie!"

Sie bog sich aus dem niederen Fenster hinab, beide sahen sich an, dann sagte Gottholde: „Ich habe Ihn schon gesehen!"

„Möglich, der schöne Albert ist weit herumgekommen in der Welt!"

„Der schöne Albert!" Jetzt wußte sie es, vor ihren Augen stand der blaue Saal im Griebnitzer Herrenhause, sie sah sich an Günthers Seite vor der kleinen Bühne, die phantastischen Schäfergestalten

gaukelten auf und nieder und Harfenspiel tönte von fern. „Wo hat Er die Harfe?“ fragte sie.

„Ihr wißt von meiner Harfe, Frau?“ rief der Musikant erstaunt.

„Komm Er herein,“ sagte Gottholde hastig, „ich muß mit Ihm reden, ich bin ein Griebnitzer Kind und Er hat dort so oft gespielt!“

„Griebnitz,“ rief der Alte, „nirgends lieber als dort, sie wußten dort noch, daß ich einmal ein Künstler war, seid Ihr von dort? Ich komme!“

That es Gottholde wohl, mit dem Alten zu reden, der sich jetzt auch allmälig wieder auf das rothhaarige Schulmeistertöchterlein besann, so that es diesem noch wohler, in einem sauberen, reinlichen Zimmer einer ehrbaren Bürgersfrau gegenüber zu sitzen, denn der alte Vagabond hatte immer einen Zug zu geordneten, ruhigen Verhältnissen, in denen er's dann doch nicht aushielt. Die Harfe hatte er schon seit mehreren Jahren mit der Geige vertauscht; er hatte seine Irrfahrten sogar bis Paris ausgedehnt, denn die Fabel von der Befreiung des Menschengeschlechtes war auch zu seinen Ohren gedrungen, die Revolution hatte aber weiter nichts gethan, als ihm seine Harfe zerbrochen und er hatte sich noch keine neue verschaffen können, sondern

mußte sich mit einer alten Geige begnügen, die er gerettet hatte. Der schöne Albert aber war seitdem ein Todfeind der Revolution, was ging es ihn an, daß sie noch ganz andere Dinge zerschlagen hatte als die Harfe eines Bettelmusikanten, für ihn war das die Hauptsache.

Gottholde hatte dem Alten Kaffee gekocht, die Kinder näherten sich ihm neugierig, Luischen brachte ihm sogar auf einem ihrer hölzernen Tellerchen ein merkwürdiges Gericht aus Weißbrot, Wasser und Zucker bestehend und jauchzte hell auf, als der fremde Mann erklärte, ihr Essen schmecke ihm gerade so gut wie der Mutter Kaffee, wenn nicht noch besser. Der schöne Albert war immer der besondere Freund der Kinder gewesen.

„Er weiß also Bescheid in Paris?“ fragte ihn Gottholde, deren Gesicht einen seltsam nachdenklichen Zug angenommen hatte, „weiß Er wo das Palais Luxembourg ist, kann er mir beschreiben, wie man dahin kommt?“

Der alte Vagabond sah sie erstaunt an, als zweifle er an ihrem Verstande und sie, die das wohl bemerkte, beeilte sich ihm zu sagen, daß vor Jahresfrist ihr Mann mit dem Junker von Griebnitz dort im Gefängniß gesessen habe.

„Und Ihr meint, sie säßen noch dort?“ fragte der Alte mitleidig, „wollt sie wohl gar dort aufsuchen?“

„Ja,“ sagte Gottholde entschieden und stemmte die Hände auf den Tisch, „ich kann nicht anders, was stärker ist, siegt, ich muß zu meinem Manne, Er weiß den Weg, wenn Er mit mir geht, kaufe ich Ihm eine neue Harfe.“

„Ihr habt das Geld nicht dazu,“ entgegnete der schöne Albert.

„Ich nicht, aber meine Schwägerin, und was gäbe sie nicht her, wüßte sie ihren Bruder in Freiheit. Ich habe sie nie um etwas gebeten, das thät ich aber doch!“

„Was soll ich denn aber nach Paris?“ warf der Musikant ein, „soll ich mir noch meine Geige zerschlagen lassen?“

„Ist's denn nicht ganz gleich, wohin Er den Fuß setzt?“ rief sie aus.

„Tod und Verderben lauern in Paris!“

„Ich meine doch nur auf die Vornehmen und Reichen! Wir sind Beide arm!“

„‚Krieg den Palästen, Frieden den Hütten,‘ sagten sie,“ murmelte der Musikant, „aber sie

äscherten die Hütten so gut ein, wie den Palast, sie schonten nicht einmal meine Harfe."

Aber Gottholde ließ nicht nach mit Bitten und Ueberreden und in dem alten Gesellen regte sich die Lust am Abenteuerlichen, am Gefährlichen, die ihm stets eigen gewesen war. Höchstens konnte er das Leben dabei verlieren und das war ihm nicht viel mehr werth.

„Uebrigens, Frau," schloß er endlich, „wenn ich Euch den Willen thue, so geschieht es, weil ich dabei den Griebnitzern einen Dienst leiste, besonders dem langen Junker, der so ein Stück Kollege von mir ist, denn er bläst die Flöte, daß er sich sein Brot damit verdienen könnte. Ich halte es überhaupt mit dem Adel, denn nie hat einer vom Adel meine Harfe zerschlagen."

Die politischen Ansichten des Alten kümmerten Gottholde sehr wenig, wenn er nur mit ihr ging; der praktische Blick, der den Kindern der Mark eigen ist, ließ sie sofort einsehen, daß sie an der Seite dieses Mannes ungefährdeter nach Paris kommen werde, als in jeder anderen Begleitung.

„Ihr müßt Euch aber entschließen, nach meiner Geige zu singen und für meine Tochter zu gelten!"

Das war ja eben Gottholde's Gedanke ge-

wesen; „mein Mann hat mir einmal von einem Sänger erzählt," sagte sie, „der zog durch alle Lande, um seinen gefangenen König zu suchen und wo er vor ein Schloß kam, da sang er ein Lied, das sie Beide kannten; so wollen wir's machen, bis wir meinen Günther finden!"

Sie trafen noch allerlei Verabredungen, dann nahm Gottholde ihre Kinder an die Hand und sagte: „Ich bringe Euch jetzt zu Tante Luischen!"

Fröhlich liefen die Kinder neben ihr her; in den Straßen war's still; seit die Kurfürsten von der Pfalz nicht mehr in Heidelberg residirten, war es öde geworden, besonders da auch die Universität immer unbedeutender wurde und für die wunderbare Schönheit der Schloßruine erst allmälig den Leuten das Verständniß aufging.

Gottholde war es zu Muthe, als solle ihr das Herz brechen bei dem Gedanken, daß sie vielleicht zum letzten Male die weichen, warmen Händchen der Kinder in ihrer Hand fühle, aber die Sehnsucht nach dem Verschollenen war übermächtig geworden, wie mit unsichtbaren Banden zog es sie nach Paris.

Luischen empfing sie freundlich und war bereit, ihrer Bitte zu willfahren, die Kinder den Tag über bei sich zu behalten; sie gab vor, eine besonders

feine Arbeit mache ihr ein völliges Ungestörtsein wünschenswerth.

„Du gute Seele," meinte Luischen, „wenn Du Dich doch weniger plagen wolltest."

„Arbeit ist keine Plage," meinte Gottholde, „und ich habe es, so lange ich verheirathet bin, der gnädigen Frau fast alle Tage gedankt, daß sie mich in Berlin das Spitzenwaschen und Stopfen lernen ließ."

„Wollen wir zu Sittah gehen?" fragte Frau von Stücken nach einer Weile, „ich habe vorhin etwas gehört, was ich kaum begreifen konnte und was ich auch noch nicht recht glauben kann, mir war's, als schelte Stücken mit seiner Frau."

Das gute Luischen hatte aber doch recht gehört; Stücken hatte seinem Fritz eine Unterrichts-Stunde gegeben, die dieser jeder anderen vorzog; er hatte ihn die Uniformen der verschiedenen preußischen Infanterie-Regimenter lernen lassen und die braunen Augen des Knaben leuchteten in dieser „militärischen Stunde", wie Vater und Sohn sie benannt hatten, ganz besonders hell. Zufrieden mit dem Fleiß und der Aufmerksamkeit des Knaben, trat Stücken in das Zimmer seiner Frau, die mit einem Buche in der Hand am Fenster saß. Er

beugte sich über die Lehne ihres Stuhles und ihr duftiges Haar mit seinen Lippen streifend, fragte er: „Was studirt denn mein Sonnenstrahl?“

Sie reichte ihm das auf schlechtem grauem Papier gedruckte, in Pappe gebundene Buch. „Ein abscheuliches Machwerk,“ rief sie und die braunen Augen blitzten vor Entrüstung.

Stücken warf einen Blick auf das Buch, dann erbleichte er. „Und das liest meine Frau?“ fuhr er mit einer Heftigkeit auf, die sie garnicht an ihm gewöhnt war, während er das Buch wie eine Natter von sich schleuderte.

Es war eine französische Schmähschrift auf den preußischen Hof, die viel Aufsehen erregte, und Frau Sittah suchte sich mit den Worten zu entschuldigen: „Sie sprechen Alle davon, ich wollte mich selbst überzeugen.“

„Ob Du schmutzig wirst, wenn Du in eine Gosse fällst?“ entgegnete Stücken bitter, „wußtest Du das nicht vorher? Kind, Kind, unsere Zeit gehört unserem Herrgott, ist es eine rechte Anwendung derselben, Schimpf- und Schmähreden gegen Deinen König und sein Haus zu lesen? Willst Du das nicht lieber den Patrioten in Paris überlassen?“

„Du liest sie nicht?“

„Ich?“ Auf seiner Stirn schwollen die Adern, „wenn irgend Jemand das, was hier gedruckt steht, in Gegenwart eines Offiziers ausspräche, er müßte ihn fordern, denn kein Edelmann, kein Mann überhaupt, wird eine Schmähung seines Königs anhören; ist es nicht ein Stück Feigheit, wenn er sie liest, ein Baustein mehr zur Revolution ist es jedenfalls, denn je weiter solches Buch geht, je mehr Exemplare desselben heimlich oder offen vertrieben werden, desto weiter frißt das Gift um sich. Niemand dürfte es lesen, dann würde es auch nichts schaden; ins Feuer werfe ich jedes Buch, von dem ich weiß, es enthält eine Schmähung, eine Erniedrigung meines Königs. Unsere deutsche Dichtung besitzt so reiche Schätze, daß, würde auch in Jahren nichts Neues geschrieben, wir sie doch nicht erschöpften: wir sollten also gar keine Zeit für solchen französischen Schmutz haben, am allerwenigsten aber die Frau eines preußischen Edelmannes! Sieh, da hat Schiller die Gedichte eines Herrn Matthisson empfohlen, ich warf einen Blick hinein, die scheinen mir besser für uns geeignet, schon das erste, welches ich fand, zog mich eigenthümlich an und paßt so recht nach Heidelberg, denn es heißt: Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben; laß mich's

Dir vorlesen," und mit seiner jetzt freilich schwächeren Stimme, die einst so volltönig kommandirt hatte: „Marsch"! las er:

Schweigend in der Abenddämmerung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.

Aber die Stimme schwoll an, und Sittah begann sich zu ängstigen, daß es der kranken Brust schaden möchte, als er bis an die Verse kam:

„Zieh in Frieden!" sprach der greise Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Heldenschwert,
„Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger,
Sei des Namens Deiner Väter werth!"

„Ich konnte nicht mitziehen," seufzte Herr von Stücken, „Pirmasens, Kaiserslautern, Mainz, überall, wo die schwarz=weiße Fahne siegreich flog, war ich nicht dabei!"

„Sei geduldig, mein geliebter Mann," tröstete Frau Sittah, „einst wirst Du Deinen Knaben mit dem Heldenschwert umgürten und er wird des Namens seiner Väter werth sein!"

So endete das Gespräch, das Luischen anfangs so erschreckt hatte; als sie jetzt mit Gottholde eintrat, waren Herr und Frau von Stücken freundlich

wie immer. Niemandem fiel es auf, daß Gottholde mit eigenthümlich bewegter Stimme nach einer Viertelstunde Adieu sagte; Niemand bemerkte es, wie heiß die Küsse waren, die sie auf die Lippen ihrer Kinder preßte. Als sie wieder draußen auf der Straße war, schwankte sie so, daß sie sich an den Häusern festhalten mußte, aber in ihrem Herzen schrie es: „Ich kann nicht anders, ich muß nach Paris, ich muß mir Gewißheit holen, ob mein Mann noch lebt oder ob er todt ist, nnd eine nicht zu beschwichtigende Stimme sagte ihr: „Er lebt!"

Durch einen armen Studenten, dem sie eine Kammer ihrer Wohnung vermiethet hatte, sandte sie am Abend, nachdem sie in Begleitung des Musikanten Heidelberg verlassen hatte, einen Brief an Luischen, in dem sie ihr ihre Kinder empfahl, und obgleich Stücken es versuchte ihre Spur verfolgen zu lassen, um sie zur Rückkehr zu bewegen, zog sie doch ihres Weges weiter, denn der alte Vagabond kannte Pfade, auf denen sie vor Entdeckung sicher waren. —

Achtes Kapitel.

Von Senlis nach Griebnitz.

Graue Wolken jagt der Wind vor sich her, unter die fallenden Regentropfen mischen sich einzelne Schneeflocken, es ist ein Wetter, bei dem man keinen Hund herausjagen möchte, deshalb treibt wohl auch der Fuhrmann die Gäule des Lastwagens, der auf der Straße von Peronnes nach Senlis dahin führt, zu größerer Eile an; es mochte ihm daran gelegen sein, sich sammt seinen Thieren möglichst bald unter Dach und Fach zu bringen. Der lange, dürre Kerl hatte graues Haar, sein Gesicht war lang und ernsthaft; nur selten wandte er sich zu den zwei Reisenden, die im Innern des Wagens unter dem Leinwanddach zwischen Fässern und Kisten saßen und wie flämische Bauern gekleidet waren. Der eine dieser beiden hatte schneeweißes Haar und mußte

mindestens ein Siebenziger sein, während der Jüngere offenbar noch keine dreißig Jahre zählte.

Jetzt hielten sie vor dem Thore von Senlis, einer hübsch gelegenen kleinen uralten Bischofsstadt, deren Kathedrale Frankreichs höchsten Thurm hat. Ein Knabe von kaum zwölf Jahren stand Schildwache und befragte die Ankommenden mit einer Vorsicht und einem Ernst nach Namen, Stand, Zweck und Ziel ihrer Reise, die einem Aelteren Ehre gemacht hätte. Gilles Layens Fuhrmann aus Bergen oder Mons, wie es die Franzosen nannten, so wie Simonis Pole und Diedrich Ryssel, Bauern aus der Umgegend jener Stadt, hatten so gute Päße, daß ihnen nichts in den Weg zu legen war. Sie wollten einfach nach Paris, um zu verkaufen und zu kaufen, trugen die dreifarbige Kokarde und sprachen vlämisch, nur Simonis Pole redete französisch. Nachdem der jugendliche Hüter der Stadt Alles in Richtigkeit gefunden hatte, fuhr der Wagen in die Stadt ein und hielt vor einem kleinen Gasthofe, über dessen Thüre ein eiserner Haken ein Schild trug, auf dem eine Jakobinermütze gemalt war. —

„Sonst hieß das Haus ‚zum großen Condé‘,“ flüsterte Simonis Pole seinem Nachbar zu, und

wenn die Jakobinermütze abgekratzt würde, kämen die bourbonischen Lilien zum Vorschein."

„Still, still," mahnte der Jüngere, „man könnte Sie hören!"

Die drei Männer begaben sich in die Wirthsstube und der Alte forderte gebratene Kaninchen oder anderes Wild.

„Das giebt's hier nicht mehr," sagte der Wirth fast rauh und ging hinaus, um zu sehen, was seine Küche bieten könne.

„In Senlis kein Wild," sagte der Alte kopfschüttelnd. „Sie müssen wissen," wandte er sich an den jüngeren Mann, dessen kräftige breite Figur wirklich etwas Vlämisches hatte, daß um Senlis herum die Forsten des Prinzen Condé liegen; es waren herrliche Thiergärten mit englischen Anlagen, mit prachtvollen Bäumen und sie wimmelten von Wild. Ein Jagdfrevel in diesen Forsten zog Galeerenstrafen nach sich; als die Revolution ausbrach, wanderte der Prinz aus und die Forsten wurden frei gegeben. Jeder konnte schießen und fangen, was er wollte. Es scheint denn hier auch gegangen zu sein, wie in unserem ganzen armen Frankreich, die Wälder sind verwüstet, der Wildstand vernichtet worden."

Der alte Mann seufzte, der Jüngere aber sagte in fließendem, wenn auch etwas fremdartig betontem Französisch: „Was nur dieser unsinnige Haß gegen den Wald soll! Diese Freiheitsmänner, die den Adel abgeschafft haben, scheinen doch dunkel zu ahnen, daß Wald und Wild zum Adel gehören; sie sind eben seine besten Freunde, die er hegt und pflegt, zum Nutzen seines ganzen Landes."

Der lange dürre Fuhrmann hatte noch kein Wort gesprochen, jetzt stellte er sich kerzengrade vor dem sogenannten Diedrich Ryssel auf und sagte: „Mit Verlaub, gnädiger Herr, wie weit haben wir noch bis zu meinem Junker?"

„Bis zu Seinem Junker, mein guter Spiesicke," entgegnete der Angeredete, „das weiß Gott allein, aber bis nach Paris sind's noch vierzehn französische Meilen!"

„Danke, Herr Baron!"

„Um Gotteswillen," mahnte Ewald v. d. Horst, der in dem Kleide des Diedrich Ryssel steckte, „spreche Er hier nicht von Baronen und Junkern, es könnte doch Jemand in diesem Nest Deutsch verstehen!"

Nach einer Mahlzeit ohne jedes Wild, bei welcher der Wirth die Vermuthung der Reisenden

bestätigte, daß Bürger und Bauern in vier Jahren die herrlichen Waldungen vollständig verwüstet und das Wild ganz ausgerottet hätten, kletterten die Drei wieder in den Wagen und fuhren langsam weiter. Das Wetter war besser geworden, hie und da schaute sogar die bleiche Novembersonne durch die Wolken. Die hohen Ulmen, welche zu beiden Seiten der vortrefflichen Chaussee standen, zeigten prächtig bunt gefärbtes Laub; die Landschaft war mit großen Dörfern wie besät, zur Rechten zogen sich Berge nnd Anhöhen hin, die Schlösser und Klöster aber, die sie schmückten, starrten zum Theil als Ruinen gen Himmel.

„Es fängt an nach Brand und Blut zu riechen," murmelte Ewald v. d. Horst. Man übernachtete in einem kleinen Dorfe uud fuhr zeitig am andern Morgen weiter. Schon tauchten aus den Nebeln, mit denen die Sonne noch immer rang, die stolzen Thürme der schwer beschädigten Kathedrale von Saint = Denis herauf, da rief Horst plötzlich: „Spiesicke!"

„Herr Baron!"

„Hört Er nichts?"

Spiesicke beugte sich vor, „alle guten Geister loben Gott," rief er plötzlich erbleichend.

„Was hat Er gehört?“

„Mir war's, als sänge Jemand da: Befiehl Du Deine Wege, just so, wie wir's in der Kirche zu Griebnitz singen.“

„Ich hatte also Recht; aber wer singt auf einer französischen Landstraße ein deutsches Kirchenlied?“

Ihnen zur Rechten lag ein Wäldchen, aus dem der Gesang, den eine Geige begleitete, ertönte.

„Gebe er die Zügel an Monsieur Benoit,“ befahl Horst, „wir wollen absteigen, vielleicht sind's Landsleute, denen wir helfen können.“

Spiesicke gehorchte und beide Männer betraten das Wäldchen. Weit brauchten sie nicht zu gehen; auf einem Baumstumpf saß ein junges Weib in ländlicher Kleidung, um den Kopf hatte sie ein weißes Tuch gebunden, unter dem zwei lange rothe Zöpfe hervor bis zu ihren Knieen fielen, sie hatte die Hände über einem kleinen Bündel gefaltet, das in ihrem Schooße lag, und sang, während ihr die Thränen über die Wangen liefen:

Hoff' o Du arme Seele
Hoff' und sei unverzagt.

Neben ihr stand ein alter Mann mit einem Gesicht, das einst vielleicht nicht unedel gewesen sein mochte, jetzt aber einfach das eines Vagabonden

war; er spielte die Geige und sah mitleidigen Blicks auf das Weib hernieder.

Als sie die beiden Fremden kommen sahen, schwieg die Sängerin und der Mann ließ die Geige sinken; der alte Spiesicke aber schrie hell auf und sagte wieder: „Alle guten Geister loben Gott!“

Die Frau sprang auf ihre Füße und starrte dem Sprecher ins Gesicht. „Spiesicke,“ sagte sie dann leise, als wolle sie nur proben, ob er auch den Namen hören würde, und er hörte darauf und fragte hastig: „Jungfer Gottholde, ist Sie's denn wirklich und was treibt Sie hier mitten in Frankreich.“

„Die Jungfer Gottholde bin ich freilich schon lange nicht mehr, sondern Frau Ritterspon,“ entgegnete sie mit einem trüben Lächeln, „und was ich hier treibe, ich suche meinen Mann!“

„Ja, und ich suche meinen Junker,“ wunderte sich Spiesicke, für den Peter Franz seit seinem Verschwinden nicht mehr der Herr Doktor, sondern wie ehedem einfach sein Junker war. Horst sah etwas verwundert darein, wurde aber durch wenige Worte über Gottholdes Persönlichkeit aufgeklärt; sie war über die seinige schneller im Reinen, denn sie hatte ja in Heidelberg schon von ihm gehört, und er

war's ja eigentlich gewesen, durch den sie in ihrem Entschlusse, ihren Mann zu suchen, bestärkt worden war. Davon hatte der wackere Westfale freilich keine Ahnung gebabt.

Spiesicke war sichtlich erfreut, Gottholde gefunden zu haben und selbstverständlich forderte sie Horst auf, sich mit ihrem Begleiter ihm anzuschließen. Dieser Begleiter dünkte ihm nicht gerade angenehm, aber Gottholde versicherte, daß sie sich nicht von ihm trennen werde, denn er habe sie wirklich väterlich vor jedem Ungemach zu schützen gesucht und wenn sie doch muthlos geworden sei, wie vor einer halben Stunde, dann habe er ihr auf seiner Geige ein frommes Lied gespielt; sie habe sich dann wieder Muth gesungen.

„Wenn ich ein Weltkind wäre," setzte sie hinzu, „würde ich sagen, ein günstiger Zufall habe Sie hergeführt, Herr Baron, aber mein seliger Vater hat mich gelehrt, daß ein Christ nie vom Zufall reden dürfe, denn was die Welt Zufall nenne, das eben seien gemeinhin Gottes wunderbarste Fügungen und jedes Menschenleben sei so reich daran, daß wir gar nicht mehr darauf achteten."

Horst nickte und Spiesicke faltete die Hände. „Die Jungfer hat immer ausbündig schön reden

können," sagte er anerkennend; er konnte sich nicht recht an Gottholdes Frauenwürde gewöhnen.

Die beiden Wanderer wurden nun auf den Wagen geführt und Gottholde mit Benoit bekannt gemacht; sie konnten zwar nicht viel miteinander reden, aber doch Einiges, denn Gottholde hatte während ihres Aufenthaltes in Straßburg etwas, wenn auch herzlich schlechtes, Französisch gelernt. Der alte Mann da hatte ja ihren Günther gesehen und gesprochen, durch ihn hatte man, wie sie von Horst erfuhr, die erste Spur von den Verschwundenen erhalten. „Ich war," erzählte Benoit, und was Gottholde nicht verstand, verdeutschte ihr Horst, „in der That freigesprochen worden, obgleich ich ebenso schuldig war wie Hunderte, deren Häupter unter der Guillotine gefallen waren und ich mußte daran denken, wie die Revolutions-Männer immer von der Willkür der Richter unter den Königen gesprochen hatten. Sie waren unter der Revolution noch viel willkürlicher. Als ich aus dem Gefängniß herauskam, wollte ich ins Hotel Forcalquier gehen, mein Fräulein Adelaide aufsuchen und mit ihr, wenn irgend möglich, aus Frankreich fliehen. Ich fand mein Fräulein nicht mehr und irrte verlassen in den Straßen von Paris herum, bis ich auf den

Platz kam, wo die Guillotine stand; die Menge hatte mich mit fortgerissen, ich sah eine weißgekleidete Gestalt das Schaffot besteigen, Jesus Maria und Saint Dyonisius, es war mein Fräulein Adelaide, das letzte, woran mein Herz hing, denn der alte Benoit hat niemals Weib und Kind gehabt; ich habe das Haupt meines Fräuleins nicht fallen sehen, ich war ohnmächtig zusammengebrochen und erst nach langen Wochen erwachte ich wieder in einem Saale des Hotel Dieu. Die furchtbaren Dinge, die ich erlebt, hatten mir eine tödtliche Krankheit zugezogen und Monate lang lag ich im Hospital. Erst als ich entlassen wurde, fielen mir wieder jene Briefe ein, die ich in meinem Rock verborgen hatte, um sie nach Deutschland gelangen zu lassen. Ich forderte meine Kleider, sie waren bei meinem Eintritt verbrannt worden, weil man meine Krankheit für ansteckend gehalten hatte, ich aber konnte mich der schweren deutschen Namen nicht entsinnen, die auf den Adressen gestanden hatten! Wozu auch? Die beiden Herren waren sicher nicht mehr am Leben oder ohne mich frei geworden. Nach meiner Entlassung suchte ich einige der royalistischen Herren auf, die ich sonst im Hotel Forcalquier gesehen hatte und die den alten Benoit alle kannten. Einer von

ihnen, der Vicomte von Chaillot, nahm mich als Kammerdiener, und im April dieses Jahres emigrirte er nach der Schweiz, wohin ich ihn begleitete. Dort blieben wir etliche Monate und gingen dann nach Wien; hier schickte mich nach acht Tagen mein Herr mit einem Briefe fort; da ich die deutschen Namen schwer behalten kann, sagte er mir den Namen des Herrn und der Straße so lange vor, bis ich beides auswendig wußte. Der Name klang mir bekannt, aber mein Gedächtniß war seit den Schreckenstagen so schwach geworden, daß ich mich nicht besinnen konnte. Ich sah mir die Adresse des Briefes im Gehen an, hatte nicht die des einen Briefes, den der preußische Herr im Gefängniß geschrieben hatte, ebenso ausgesehen? Glücklich fand ich mich zurecht und gab meinen Brief in einem gut aussehenden Hause ab. Der Kammerdiener, zu dem ich geführt worden war, sprach glücklicher Weise französisch, ich plauderte mit ihm, während ich auf Antwort wartete, endlich wurde nach ihm geschellt, er ging, kam wieder und sagte, sein Herr wolle mich selbst sprechen, wie er es mit jedem Emigranten thue, um über das Schicksal von Verwandten Nachricht zu erhalten, die in Paris verschwunden wären. Wie ich nun vor dem Herrn stand, kannte ich ihn

gleich wieder, er war ja oft genug im Hotel Forcalquier gewesen, aber meine gnädige Herrschaft, der es mit den deutschen Namen nicht anders ging als mir, hatte ihn immer nur Graf Louis genannt. Aber es war nicht, daß ich diesen Herrn hier unerwartet wiederfand, warum ich so laut aufschrie, sondern weil der Thür gegenüber das Bild des jungen Herrn hing, mit dem ich im Palais Luxembourg im Gefängniß saß."

Durch das Bild, das Peter Franz ein Jahr zuvor für den Grafen hatte malen lassen, hatte man dann endlich eine Spur von ihm und Günther erhalten. Um diese Zeit war Horst in Griebnitz gewesen und hatte den Entschluß gefaßt, selbst nach Paris zu gehen, um den Freund zu suchen. Flehentlich hatte der alte Spiesicke gebeten, ihn mitzunehmen uud Horst hatte endlich eingewilligt. Sie waren zunächst nach Wien gegangen und hatten dort erfahren, was Benoit dem Grafen mitgetheilt hatte. Horst reiste nun ins Hauptquartier des Erbprinzen von Hohenlohe bei Mainz und verschaffte sich eine Ordre, nach welcher Griebnitz und Ritterspornn, falls er sie noch am Leben finden sollte, gegen einen gefangenen französischen Offizier und einen Soldaten sollten aus-

gewechselt werden. Zugleich setzte sich Horst in den Besitz aller möglichen Papiere und Pässe. Englischer und hannoverscher Einfluß waren am mächtigsten damals in Frankreich, aber auch sie hatte man vergeblich angewendet, jetzt wollte der zähe Westfale sein Heil versuchen. Als er von Mainz nach Wien zurückkam, um die Reise nach Paris anzutreten, bat ihn Graf Louis, den alten Benoit mitzunehmen, der ihm obenein durch Sprache und Lokalkenntniß nützen könne. Der arme Kerl starb nämlich vor Heimweh nach Paris und wollte sich lieber noch einmal der Gefahr der Guillotine aussetzen, als länger in der Fremde zu leben. Horst war auf den Vorschlag eingegangen und so waren sie denn glücklich bis dicht vor Paris gekommen, wo sie Gottholde mit ihrem Begleiter getroffen hatten.

Die Erzählung des Freiherrn sowohl wie des alten Dieners hatten das Gute, daß sie die furchtbare Aufregung etwas dämpften, in die Gottholde gerieth, je mehr sie sich Paris näherte. Der alte Bettelmusikant zeigte sich übrigens als gar nicht üble Erwerbung, denn er hatte eine Kenntniß der französischen Hauptstadt und ihrer Verhältnisse, die ihnen allen nur nützlich werden konnte. Benoit, der vornehme Herrendiener, wußte eigentlich nur im

Faubourg St. Germain Bescheid. Uebrigens gab sich der „schöne Albert" große Mühe, seine Manieren seiner gegenwärtigen Reisegesellschaft anzupassen, was ihm auch ganz leidlich gelang, so daß Benoit sich herabließ, ein paar Worte mit ihm zu reden, denn der Kammerdiener des Marquis von Forcalquier und des Vicomte von Chaillot sah auf den wandernden Musikanten mit viel größerer Verachtung herab als der Freiherr von der Horst. Dieser aber hatte noch eine Mission, von der er nicht gegen Gottholde sprach. Schon lange hatte Graf Leopold Stoßenburg kein Geld mehr gefordert und mit bebender Stimme hatte Graf Louis den Freiherrn gebeten sich heimlich nach seinem unseligen Neffen zu erkundigen. Ach, Paris hatte in den letzten fünf Jahren so viele Opfer aus aller Herren Länder verschlungen und wenn es auch seit ein paar Tagen in den größeren Städten davon gemunkelt hatte, die Schreckensregierung stehe am Ende, so glaubte man noch nicht recht daran.

„Sehen Sie," rief plötzlich Benoit, „wir kommen näher, das ist Montmartre, das ist Menilmontant."

Er deutete auf die beiden Anhöhen, die mit den Sommerhäuschen der reichen Pariser geschmückt

waren, dann aber faltete er die Hände und während zwei große Thränen über seine Wangen rollten, sagte er: „Der Dom der Invaliden.“

Majestätisch ragte die gewaltige Kuppel über die ganze Stadt hinweg, die Sterne standen darüber und der Wind pfiff kalt unter das Leinwanddach, aber die im Wagen Sitzenden spürten nichts davon.

An der Barriere wurden sie wider ihr Erwarten nicht lange aufgehalten und fuhren nun langsam durch die ärmliche, finstere Vorstadt St. Denis. Gottholde sagte etwas enttäuscht: „Das ist ja, als ob wir in eine alte Landstadt einführen!“ Aber sie konnte einen leisen Schrei nicht unterdrücken, als sie jetzt durch den mächtigen Triumphbogen, den man das Thor von Saint Denis nannte, rollten und nun mitten durch das Leben und Treiben der Boulevards bis zur Rue des bons enfants fuhren, wo sie vor einem kleinen Gasthofe abstiegen.

„Es muß wieder etwas Besonderes geschehen sein,“ sagte Benoit, und die Aufregung, die auch im Gasthofe herrschte, schien seine Worte zu bestätigen. Mit Mühe erhielt man ein paar Stuben, mit Mühe einen gedeckten Tisch in der ganz mit lärmenden, schreienden, jauchzenden Menschen angefüllten Gaststube, mit einem Male begannen einige

Stimmen zu singen, eine feierliche, getragene Melodie, und Benoit sagte erstaunt: „Das ist doch nicht die Marseillaise?“

„Die Marseillaise ist ausgesungen, Freund,“ rief ihm ein Mann zu, „wir singen jetzt den Reveil du peuple!“

„Das Erwachen des Volkes,“ murmelte Horst, „wozu ist es erwacht, zu neuem Blutrausch oder zur Umkehr?“

Ernst und mächtig scholl es durch den Raum:

Klagender Unschuld Schatten
In Euren Grüften schweigt,
Am späten Tag der Rache
Die Henker sind erbleicht!

Rührend und leidenschaftlich zugleich war die Melodie und mitten unter dem Gesange theilten einzelne den Fremden mit, daß wenige Tage zuvor Robespierre's Haupt unter dem Beile der Guillotine gefallen sei und die Schreckens-Regierung geendet habe. Mit eisenbeschlagenen Stöcken sprengte die „Goldjugend“, wie die Jakobiner sie nannten, das heißt einige Tausend junger gebildeter Leute, den Jakobiner-Club, die Jugend hatte den unerträglichen Druck der After-Freiheit nicht mehr ertragen und die Schreckens-Regierung hatte ein Ende mit Schrecken genommen.

Die Deutschen athmeten auf, lebte Peter Franz und Günther wirklich noch, dann war jetzt Hoffnung auf ihre Befreiung, der alte Benoit aber weinte bitterlich und seufzte: „Zu spät!“

Keiner der vier Deutschen that in dieser Nacht ein Auge zu, und kaum graute der Morgen, so trieb Gottholde den schönen Albert an, mit ihr nach dem Palais Luxembourg zu gehen; sie wollte doch wenigstens das Haus sehen, in dem ihr Mann gefangen war.

Horst begab sich erst bedeutend später zu Barras, dem Oberbefehlshaber über die Truppen, an den er Briefe und Empfehlungen hatte. Dieselben mußten sehr vollwichtig sein, denn eigentlich hatte sich ein Preuße, der zwei Preußen aus einem französischen Gefängniß befreien wollte, keiner günstigen Aufnahme in Frankreich zu versehen. Es kam dem westfälischen Freiherrn hart genug an, mit einem Manne zu verhandeln, der für den Tod des Königs gestimmt hatte, aber die Freundestreue überwand alles. Sie machte ihn so beredt, daß Barras gerührt wurde. Ganz Frankreich war an diesem Tage weich gestimmt, und als Barras den anderen Thermidoristen — so nannten sich die Beseitiger der Schreckens-Regierung, weil sie dieselbe am 9. Thermidor ge-

stürzt hatten — von dem treuen Freunde erzählte, der so weit hergekommen sei, um den Freund zu suchen, von der armen Frau aus dem Volke, die als Straßensängerin bis Paris gewandert, um von der Republik Frankreich ihren Mann zu erbitten, da blieb kein Auge trocken, und man beschloß, auf die Auswechselung der Gefangenen einzugehen, falls diese noch am Leben seien. Nun wurden die Listen der Hingerichteten nachgeschlagen, aber die von Horst angegebenen Namen fanden sich nicht darunter. Das war freilich noch kein Beweis für das Leben der Gesuchten, denn die Revolution verwechselte Namen und Menschen in einer Weise, die mehr als einmal ganz andere, als die von ihr Gemeinten aufs Blutgerüst gebracht hatten. Es blieb nichts Anderes übrig, als in Begleitung eines Beamten die Gefängnisse zu durchwandern und mit dem Palais Luxemburg zu beginnen, denn auch in den Listen der Gefangenen fand Horst weder den Namen seines Freundes, noch den Rittersporns.

Darüber waren Tage hingegangen, Horst hatte außer mit Barras sich hauptsächlich mit Tallien, dem wichtigsten Mitgliede des Wohlfahrts-Ausschusses, in Verbindung gesetzt, dessen schöne, geistreiche Frau ihn unaufhörlich zur Milde gegen die Gefangenen

antrieb. Sie ließ Gottholde zu sich bescheiden; bleich und erregt stand die märkische Schullehrerstochter vor der stolzen Republikanerin im himmelblauen griechischen Gewande, mit dem Rosenkranze auf dem antik frisirten Haar.

Gottholde faltete ihre Hände, sah die Dame mit ihren großen grauen Augen flehend an und stammelte: „Madame, helfen Sie mir!“

Der schöne Albert, der ganz gut französisch sprach, machte hier den Dolmetscher, und Madame Tallien weinte. „Kommen Sie, Bürgerin,“ sagte sie dann, „ich helfe Ihnen suchen; wir wollen im Palais Luxembourg von Thür zu Thür gehen, Sie singen Ihre Lieder, wenn Ihr Mann Ihre Stimme erkennt, wird er antworten, die Thür geht auf, Sie sinken sich in die Arme — ein Schauspiel für Götter!“

Ein Schauspiel! Ja, das war es, woran die Französin sich weiden wollte, sie sandte eilig noch nach einer Freundin und der seltsame Zug begab sich wirklich ins Palais Luxembourg.

„Sie werden es aber nicht aushalten, Bürgerin,“ meinte Madame Tallien schließlich, „denn Ihr Mann kann ja auch in ein anderes Gefängniß geführt worden sein, wenn er überhaupt noch lebt, wir haben 300 000 Gefangene in unseren Kerkern!“

„Ich werde singen, so lange ich kann," erwiderte Gottholde ruhig; das von den Beamten dem Freiherrn von der Horst vorgeschlagene Mittel, jede Zelle zu betreten, wäre viel einfacher gewesen, aber Madame Tallien bat mit ihrem süßesten Lächeln, man solle ihr doch ihr „Vergnügen" nicht verderben, daß die Männer ihr nachgaben.

Barras, Madame Tallien am Arm, eröffnete den Zug, dann folgte Tallien mit einer rosa gekleideten Griechin neuester Mode, dann Horst mit einem Gesichte so lang wie der Sanct Johannistag und Spiesicke, der völlig verwirrt dreinschaute, endlich der schöne Albert, der sich von seinen Reisegefährten nicht mehr trennte und die arme, bleiche Gottholde. Was fragte sie danach, ob sie diesen frivolen Franzosen nur ein Schauspiel bieten sollte, sie begriff den Unmuth des Freiherrn gar nicht, sie hätte ja noch ganz andere Dinge gethan, wenn sie dadurch ihren Mann wieder erhielt. Mit zitternder Stimme, die aber allmälig fester wurde, begann sie zu singen, eines der lieben, alten, evangelischen Kirchenlieder nach dem anderen, aber still blieb's hinter den Thüren; zu größerer Vorsicht ließ Tallien dieselben doch, wenn Gottholde nicht mehr sang,

öffnen und Horst hineinsehen, aber nirgends entdeckte dieser den Freund.

Auf Gottholde's Stirn perlten die Schweißtropfen, aber sie mußte weiter, während die Französinnen über die klagenden Melodieen spöttelten; sie merkte von alledem nichts, sie sang wie im Fieber, der Freiherr stützte sie mit seinem Arm und murmelte vor sich hin: „Unmenschen!" Der schöne Albert kam ihr durch leise Begleitung ihres Gesanges zu Hülfe und Spiesicke bat heimlich, Gott möge ihn vernünftig aus diesem Narrenhause entkommen lassen.

Wieder standen sie vor einer Thür, deren Schloß der Kerkermeister leise öffnete, Gottholde sann einen Augenblick nach, ihr Kopf schwindelte, ihre Gedanken gingen weit, weit zurück in die Kindheit, es war ihr, als wehe der scharfe Duft der Kiefern um ihre Stirn, als glänzten Lichter vor ihren Augen und als tönte es an ihr Ohr: Es ist Weihnachten! Da faltete sie die Hände über der Brust, durch ein großes Fenster am Ende der Galerie, auf der sie standen, fiel das Tageslicht hell auf ihre Züge, die so seltsam lieblich aussahen in diesem Augenblick, daß selbst die eitlen Französinnen es bemerkten, ihr Mund öffnete sich und mit heller Stimme sang sie:

„Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' Euch gute neue Mär,
Der guten Mär bring' ich so viel,
Davon ich singen und sagen will!"

Ein lauter Schrei drang an das Ohr der Sängerin, sie schwankte und wäre zu Boden gestürzt, hätte Horst sie nicht festgehalten. Die Thür wurde geöffnet; „Gottholde!" rief eine von Erregung fast erstickte Männerstimme; „Günther!" schrie sie auf, riß sich los und lag im nächsten Augenblicke in ihres Mannes Armen, aber die Französinnen klatschten nicht Beifall zu dem Schauspiele — sie waren ganz still geworden.

Eine unbeschreibliche Scene entstand; Horst erkannte jetzt auch in dem bleichen, bärtigen Manne mit den tief in ihren Höhlen liegenden blauen Augen den Freund und sank stumm an dessen Brust, während der alte Spiesicke den Arm des Gefangenen streichelte und unter hellen Thränen murmelte: „Mein Junker, mein lieber Junker!"

Nicht ohne Würde trat jetzt Tallien zu den beiden Gruppen und sagte feierlich: „Da ich die Namen der beiden Gefangenen nirgends finde, so kann Frankreich auch keinen Anspruch an dieselben erheben; Sie sind frei, meine Bürger!"

„Frei!" Es war Peter Franz, der das Wort

gerufen und nun mit dem Ruf: „Mein Gott, mein Gott, ich danke Dir!“ in die Kniee sank.

Da hob der schöne Albert den Bogen, setzte ihn an und in vollen Tönen fielen die Deutschen ein in die Melodie: „Herr Gott, Dich loben wir, Herr Gott, wir danken Dir!“

Die Französinnen standen noch immer ergriffen still, als aber der Gesang verhallte, begann ein Lachen und Schwatzen, daß Peter Franz dem Freunde zuflüsterte: „Nun fort von hier, damit wir allein sind!“ —

Aber so ganz konnten die Französinnen doch nicht auf ihr Schauspiel verzichten; im Triumphzuge führten sie die Befreiten durch die Straßen. Gerade als sie am Pantheon vorbei kamen, riß das Volk die Gebeine Marats, des Blutigsten unter allen Revolutionären, der sich selbst zum Gott gemacht hatte, aus ihrer Ruhestätte, um sie in den Straßen umher zu schleppen und endlich in eine Grube zu werfen. Mehrere anständig gekleidete junge Leute hielten Talliens Zug auf, man fragte, ob die bleichen Bürger Gefangene gewesen seien; Gottholde's Geschichte ging von Mund zu Mund, man drückte ihr die Hände, man bot ihr Hülfe und Unterstützung an, bis sie endlich in dem kleinen Gasthofe in der

Rue des bons enfants ankam, wo man sie allein ließ. —

Was hatten sie nun alles zu besprechen und zu berathen, Günther und Gottholde hatten nur den einen Gedanken, möglichst schnell nach Heidelberg zu ihren Kindern zu kommen. Ihren leisen Groll gegen die Griebnitze vergaß letztere vollständig, als sie erfuhr, daß Paul Ferdinand mit seinem eigenen Leben das ihres Mannes erkauft hatte, als sie sah, wie Peter Franz völlig auf brüderlichem Fuße mit ihrem Günther verkehrte; dazu kam noch ihre alte Vorliebe für Peter Franz, den sie seinem älteren Bruder immer vorgezogen hatte, so daß für sie die Tage des Leidens ein Ende hatten und ihr Herz in reinstem Glücke schlug.

Tief erschüttert von allem Durchlebten war Griebnitz; Anfangs konnte er sich kaum an die freie Luft gewöhnen und bedurfte stets des schützenden Armes seines Horst, um nicht zu fallen. „Was ich in diesem Jahre gelitten und gelernt, kann ich nicht sagen," sprach er ernst zu dem Freunde, „mein späteres Leben wird es zeigen, so mir Gott die Kraft dazu giebt."

Man beschloß, Paris so bald als möglich zu verlassen, denn auf den Schrecken folgte der Ueber-

muth; Fest reihte sich an Fest, und dabei arbeitete die Guillotine auch noch weiter; immer vernehmlicher aber klang ein Name überall durch, immer mehr wurde ein Mann gefeiert, von dem Peter Franz sogar im Gefängniß schon gehört hatte, der Name: Napoleon Bonaparte!

Wehmüthig lächelte Peter Franz, als er erfuhr, wie sieghaft die Preußen sich gegen die Franzosen geschlagen hatten, wie aber der Bund von Pillnitz sich aufgelöst hatte, wie die Fürsten immer uneiniger geworden waren und wie Preußen sich endlich mißmuthig zurückgezogen hatte vom Schauplatz.

„Und dennoch wird Preußen einst dies Frankreich dämpfen," murmelte er, „es war noch nicht an der Zeit, und die Bourbonen werden ihrer Väter Thron wieder besteigen."

„Ich glaube nicht," erwiderte Horst, „und wenn auch — Liebe und Vertrauen sind hin! Könnten die Bourbonen vergessen, was ihnen angethan, das böse Gewissen des Volkes wird nicht schweigen und es immer mißtrauisch bleiben lassen!"

Den alten Benoit suchten die Gefangenen unverzüglich auf; war er doch in Gottes Hand das Werkzeug zu ihrer Rettung geworden. Sie fanden ihn einsam und allein in dem gänzlich verödeten

Hotel Forcalquier, das er nicht mehr verlassen wollte. Wie der Geist des Hauses irrte er durch die leeren Prachträume, aber wenigstens quälte ihn hier das Heimweh nicht, und seine Tage waren ja ohnehin gezählt.

Von Benoit ließen sich Peter Franz und Günther auch an die Särge ihrer Geschwister geleiten, über denen sie sich stumm die Hände reichten.

Dann machten sie einen Abschiedsbesuch bei Madame Tallien, die über die Erscheinung des Herrn von Griebnitz nicht wenig erstaunt war und ihn gerrn noch länger gefesselt hätte, aber Peter Franz brannte der Boden unter den Füßen. Horst, der sich in Deutschland reichlich mit Gold versehen hatte, das in dem von fast werthlosem Papiergeld überschwemmten Frankreich sehr angesehen war, überreichte Madame Tallien beim Abschied einen Topasschmuck, den sie mit ihrem anmuthigsten Lächeln entgegennahm.

Die ganze Gesellschaft, denn der „schöne Albert" wurde als zugehörig betrachtet und benahm sich mit jedem Tage besser, begab sich zunächst nach Heidelberg, um ein Wiedersehen mit den dortigen Geschwistern zu feiern; Peter Franz aber wendete immer wieder den Kopf nach Paris zurück, wo über

der Kuppel des Invaliden=Domes die Sonne ver=glühte.

Mit welchen Hoffnungen und Plänen hatte er vor länger als einem Jahr die Stadt betreten, von der er wenig mehr gesehen hatte als das Hotel Forcalquier und sein Gefängniß. Aber er hatte dort auch seinen Bruder wiedergefunden, freilich nur um ihn zu verlieren, und ein Wunder war es, daß er lebend jenen Mauern entrann, in denen seit Jahren so viel edles Blut vergossen worden war. Ja ein Wunder, eins von denen, welches die Welt Zufall nennt, den der Christ nicht soll gelten lassen, wie Gottholde sagte. Sein und Günthers Name war durch ein Versehen nicht in die Listen einge=tragen, darum waren sie nicht verhört worden, darum fand sie Frauen=, Freundes= und Diener=Treue noch am Leben.

Ewald von der Horst begriff den tiefen Ernst des Freundes und störte ihn selten in seinen Ge=danken, an seiner Dankbarkeit zweifelte er nicht, denn die sprach aus jedem Blick, aus jedem Wort und auch die Hand des alten Spiesicke drückte Peter Franz immer wieder.

Die Verkleidung, in der die Deutschen die Hin=reise gemacht hatten, war unnöthig geworden, da

Barras und Tallien ihnen Päſſe beſorgt hatten, die überall reſpektirt wurden. In Heidelberg, als er ſich in den Armen der Schweſter ſah und den Händedruck des Schwagers fühlte, wurde es dem Junker wieder leichter ums Herz. Es war ein gar fröhliches Beiſammenſein; am glücklichſten aber war Horſt, denn er hatte die Wange der von ihm ſo ritterlich verehrten Sittah küſſen dürfen und war roth wie ein Schulknabe dabei geworden. Hier ſprachen denn auch die Befreiten von ihren künftigen Lebensplänen. Was Günther einſt geträumt, als er noch in Potsdam bei Paul Ferdinand lebte, nämlich in Griebnitz als rechte Hand ſeines jungen Herrn zu wirken, ſollte nun wenigſtens theilweiſe in Erfüllung gehen. Peter Franz wollte ſeinen Vater bitten, dem treuen Manne das Vorwerk Ottilienrode pachtfrei zu überlaſſen, und war ganz ſicher, keine Fehlbitte zu thun. Bis das feſtſtand, ſollte er mit ſeiner Familie zu Luiſchen überſiedeln, und wirklich nahm er das Anerbieten der Schweſter nach einigem Beſinnen an; denn er fühlte, daß er jetzt noch nicht wieder die Kraft habe, ſich um eine Organiſten-Stelle zu bemühen; das Gefängniß machte ſich geltend.

Peter Franz erklärte auf die Frage der Schweſter nach ſeinen Plänen „Ich werde in Berlin die Ver-

zeihung des Königs erbitten, daß ich eigenmächtig Politik trieb, meinen Abschied nehmen und, wie es meine Pflicht ist, nach Griebnitz gehen. Vielleicht werde ich ein besserer Grundherr als Diplomat."

Das Scheitern seiner Pläne nagte doch schwer an dem Herzen des Legationssekretärs, der gleich nach seiner Befreiung seinen Eltern und dem Grafen Louis Nachricht gegeben hatte, daß Horsts Bemühungen geglückt seien. Er selbst wollte zunächst nach Wien, um den Grafen Louis wiederzusehen, und dann nach der Stoßenburg, um der Gräfin Konstanze den Trauring ihres Gemahls zu bringen. Dann aber sollte es unverzüglich in die Heimat gehen.

Für den schönen Albert war eine neue Harfe schon in Paris gekauft worden; Herr von Stücken, Luischen, Günther, Peter Franz, ja selbst Horst, Jeder bot ihm ein Asyl für seine alten Tage an; er rieb sich vergnügt die Hände und sagte: „Ich nehme sie alle an, wenn ich von einem zum anderen ziehen darf; denn das Wandern kann ich nicht lassen." Und dann entlockte er der Harfe Melodieen, die Peter Franz sehnsüchtig nach seiner Flöte verlangen ließen, wie er denn im Gefängniß überhaupt gerade die Musik mit am schmerzlichsten entbehrt hatte.

In rechter Freundestreue begleitete Horst den

Befreiten nach Wien, so schwer ihm auch das Scheiden von Frau Sittah wurde; er fühlte, daß die Einsamkeit jetzt nicht gut sei für Peter Franz und verließ ihn nicht. Aber mehr und mehr wich der Druck, der auf der Seele des Freundes lag, er lebte sich wieder ein in der Weltgeschichte, deren Rad ein gut Stück fortgerollt war, während er im Gefängniß gesessen hatte; es that ihm wohl, wieder von den geschickten Händen seines treuen Spiesicke bedient zu werden, und in ehrlichem, hellem Jubel stürzte er zu Wien in die Arme des geliebten Onkels.

Lange hielt er sich auch hier nicht auf; es läßt sich in wenigen Tagen mit geliebten Menschen gar viel sprechen und es stürmte seit seiner Befreiung mehr auf ihn ein, als er bewältigen konnte. Er hatte nur einen Wunsch: Ruhe, Ruhe in der Kiefer-luft der Heimat!

Graf Louis schloß sich von Wien aus den Freunden an; Peter Franz hatte ihm das Ende seines unglücklichen Neffen nicht verschwiegen, und er wollte seiner Nichte, der diese Kunde nun auch werden sollte, zur Seite stehen an dem ersten Weih-nachtsfest, das sie als Wittwe verleben sollte.

Auch auf die Stoßenburg ging Horst mit, er wußte ja aus den Mittheilungen des Freundes,

welche Erinnerungen ihn mit dem altem Harzschlosse verbanden.

Gräfin Konstanze empfing ihre Gäste freundlich und würdevoll wie immer; ihr Sohn gedieh prächtig und sah seinem unseligen Vater merkwürdig ähnlich; auch Amöne hatte Züge von ihm, aber sie war ein kränkliches, nervöses Kind. Jener Tag, da die wüthenden Bauern in die Burg eingedrungen waren, hatte einen unauslöschlichen Eindruck in der weichen Kinderseele hinterlassen und die Aerzte riethen der Mutter dringend, sie vor jeder heftigen Gemüthsbewegung, vor jedem Schreck zu bewahren. Sie zeigte eine große Anhänglichkeit an Peter Franz, der ebenfalls eine Vorliebe für das stille zarte Kind faßte.

Ein erschütternder Augenblick aber war es, als Peter Franz der Gräfin die Kunde vom Tode ihres Gemahls mittheilte. Hoch aufrecht saß die schöne Frau in ihrem Sessel, über dem sich in kunstvoller Holzschnitzerei das Wappenschild der Stoßenburge mit der Grafenkrone erhob. Ihre schönen Händen lagen gefaltet im Schooß, die klagenden Augen richteten sich fest auf das bleiche, ernste Gesicht des Mannes, der auf einem niedrigen Tabouret ihr gegenüber saß.

Von den tollen Reden des Grafen berichtete

Peter Franz nichts, er schilderte nur sein Zusammentreffen mit ihm im Gefängniß und legte endlich den Ring in ihre Hand, den er stets auf seiner Brust verborgen getragen und der Habgier seiner Wärter glücklich entzogen hatte. Auch den Zettel mit den flüchtig hingeworfenen Worten des Grafen hatte er aufbewahrt.

Hatte Peter Franz geglaubt, die Gräfin werde in Klagen oder in Thränen ausbrechen, so hatte er sich geirrt, sie nahm den Ring, sie las den Zettel, preßte beides an ihre Lippen und plötzlich leuchteten ihre dunklen Augen auf, so innig hell, daß der märkische Junker fast geblendet wurde, zugleich aber brach ein Schrei sich Bahn über ihre Lippen, der fast wie unterdrückter Jubel klang. „Ich war doch sein letzter Gedanke," rief sie, dann stürzte sie in die Kniee und das Angesicht in den Polstern des Sessels vergrabend, schluchzte sie: „Leopold, Leopold, ich habe Dich so unsäglich geliebt!"

Leise verließ Peter Franz den Saal, er wußte sich jetzt die klagenden Augen der Gräfin zu erklären, sie hatte den Mann, dessen Namen sie trug, geliebt, obgleich sie sich innerlich so fern wie möglich standen, sie hatte nicht aufgehört, ihn zu lieben, auch als er sie verstieß und zum Königsmörder

wurde. Alles Herzeleid aber, das er ihr angethan, war vergessen, nun sie wußte, daß er in der Todesstunde ihrer gedacht hatte.

Die Gräfin schloß sich lange in ihre Gemächer ein, als sie dieselben verließ, trug sie tiefe Trauer; aber aus den schönen dunkeln Augen war der klagende Blick verschwunden, sie blickten so wunderbar ruhig und mild, daß Peter Franz meinte, so schön sei Gräfin Konstanze nicht einmal an ihrem Hochzeitstage gewesen.

Es versteht sich von selbst, daß Peter Franz auch Wolbachs Mühle besuchte: Mariechen und Elisabeth hatten geheirathet, aber Mariechen war in der Mühle, ihr Mann war ebenfalls Müller, und es herrschte ein buntes, lustiges Treiben dort. Von da wanderte der Junker nach dem Silberteich, noch immer stand die kleine Bank dort und Onkel Louis saß auf derselben. Schweigend streckte er dem jüngeren Verwandten die Hand hin und stumm saßen sie eine Weile nebeneinander. Lautlos lag der Silberteich, Graf Louis aber stand auf und hüllte sich fester in seinen Pelz; Peter Franz aber legte plötzlich die Hand auf seinen Arm und sagte mit ernster, feierlicher Stimme, als wiederhole er ein Gelübde: „Fromm und Feudal!“

Schweigend umarmte ihn der Graf, die beiden Männer hatten sich verstanden. —

Von der Stoßenburg aus ritten Griebnitz, Horst und der alte Spiesicke mit so wenig Aufenthalt wie möglich über Potsdam nach Griebnitz. Sie hatten am Morgen des heiligen Abends dort sein wollen, trafen aber erst am Abend ein, als schon die Weihnachtslichter angezündet wurden.

Strahlend hell lag das Haus Unter den Lilien vor ihnen, so leise als möglich stiegen sie ab, die Hausthür stand heute weit offen, ihre einzigen Wächter waren zwei große Hunde, die allerdings anschlugen, aber sich mit dem Schweife wedelnd an Peter Franz drängten, sobald sie dessen Stimme erkannten. Leise, leise stiegen die Angekommenen die Treppe hinauf, „vom Himmel hoch, da komm ich her", schallte es aus dem Saal, von Kinderstimmen gesungen. Peter Franz drückte die Hand auf die Brust, er dachte an den Tag im Palais Luxembourg, da Gottholde dieses Lied gesungen hatte, Spiesicke riß die Thür auf, da standen die brennenden Weihnachtsbäume auf der langen Tafel, die Schulkinder darum, deren Gesang der Lehrer leitete, oben zwischen seinen Eltern der Pastor Rittersporn mit seiner Frau und Magister Bal-

samus; aber weiter sah Peter Franz nichts, es verschwamm Alles vor seinen Augen, „Mutter," schrie er auf, der Gesang brach ab, Frau von Griebnitz sprang auf, während ein lauter Jubel sich im Saale erhob. Das war ein Wiedersehen unter dem Weihnachtsbaume!

„Ich habe meine Söhne beide wieder," flüsterte Franz Julius von Griebnitz, der ein Greis geworden war, „Dich lasse ich hier, meinen Paul Ferdinand sehe ich droben."

Die Wiedervereinten hatten sich mit der Pastor-Familie eine Weile zurückgezogen, die Schicksale der Ritterspors waren ja zu fest mit denen der Griebnitze verbunden, als daß man sich in solchen Augenblicken hätte trennen können, man versparte aber alles Nähere auf später, nur daß Gottholde und Günther Ostern in die Heimat zu kommen gedächten, theilte Peter Franz den Eltern des letzteren mit.

„Und Du bleibst nun bei mir, mein Sohn?" fragte Franz Julius, „lässest die Mutter und mich nicht mehr allein; jetzt wird's uns nicht mehr schwer werden, nur den einen Sohn um uns zu haben, denn wir wissen den anderen geborgen im ewigen Frieden."

„Ich bleibe bei Euch," sagte Peter Franz ernst.

„Wir wollten mit der Bescherung gern auf Euch warten," sagte Frau Dorette, unter Thränen lächelnd, „aber die Kinder waren nicht mehr zu halten; „nicht einmal in die Kirche zur Christvesper bin ich gegangen, aus Angst, Du könntest unterdeß kommen und ich Dich verfehlen."

„So komme, Erbe von Griebnitz," sagte Franz Julius, „tritt wieder unter die, welche einst Deine Leute sein werden!"

Erbe von Griebnitz! Peter Franz schauerte zusammen, ja er war es, er ganz allein, und das Gefühl einer großen, schweren Verantwortlichkeit kam über ihn.

Horst war als eigentlicher Befreier der Gefangenen von den Griebnitzen wie von den Rittersporns mit besonderer Herzlichkeit aufgenommen worden, Frau Dorette aber konnte sich an ihrem Sohne nicht satt sehen, der zwar sehr ernst und bleich, doch eine ungemein stattliche Erscheinung geworden war.

Die ganze Gesellschaft betrat wiederum den Saal, gerade als der Lehrer das Zeichen zum Beginn eines neuen Liedes gab; hoch auf horchte Peter Franz, er kannte doch die Lieder, welche

märkische Schulkinder sangen, das aber war ihm fremd. Feierlich, prächtig war die Melodie und seltsam schlugen die Worte an sein Ohr:

Heil Dir im Siegerkranz!
Herrscher des Vaterlands!
Heil König Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz
Liebling des Volks zu sein!
Heil König Dir!

„Was ist das für ein Lied?“ fragte Peter Franz bebend.

„Im December vorigen Jahres, nach dem Siege von Kaiserslautern stand's in der ‚Spener=schen Zeitung‘, es soll von einem gewissen Schu=macher sein,“ antwortete Franz Julius, „seit der König im vorigen Jahre sieggekrönt zurückkam aus dem Felde, singen sie's allerwärts. Das vergangene Jahr war für Preußen reicher an Lorbeer, als das jetzige!“

Peter Franz hörte seinen Vater nicht mehr. In Frankreich die Marseillaise und der Réveil du peuple, in Preußen: Heil Dir im Siegerkranz! In Frankreich fiel ein Königshaupt, in Preußen sang man: „Heil, König, Dir!“ Nein, das Gift der Revolution war noch nicht in die Herzen des Preußenvolkes gedrungen, und große Thränen rollten

über die bleichen Wangen des Mannes, der dem Kerker der französischen Revolution entstiegen war.

Als aber die Lichter an den Weihnachtsbäumen herabgebrannt waren und Alles sich zur Ruhe begeben hatte, da stieg Peter Franz, einen silbernen Armleuchter in der Hand, allein die Treppen hinauf in die „Junkerstube". Hier war Alles in Ordnung gehalten worden, und manche Thräne war aus Frau Dorette's Augen auf den Don Quixote gefallen, der aufgeschlagen auf dem Schreibtisch lag. Er beugte sich darüber und las: „Gnädige Frau," sagte Sancho zu der Herzogin, welcher er nicht von der Seite wich, „wo Musik ist, da kann es keine bösen Menschen geben." „Ebenso wenig, wo es hell ist und wo Lichter brennen," antwortete die Herzogin.

Peter Franz lächelte. Musik und Licht, es waren zwei Dinge, die auch ihm fast zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehörten, er warf einen Blick auf das Porzellan-Ei, welches ihm einst der große Friedrich gegeben, auf die Bildchen an den Wänden, auf die alte Trophäe über dem Schreibtisch und auf die Druckerei, die er seit Jahren nicht angerührt hatte. Jetzt trat er auf den Schrank zu, in dem seine Sammlungen sich befanden, ein rothes

Maroquinkästchen stand darauf. Ein weicher Ausdruck zeigte sich in den scharfen, strenger gewordenen Zügen, ein fast zärtliches Lächeln spielte um die schmalen Lippen, es galt das Wiedersehen einer alten Freundin.

Peter Franz v. Griebnitz öffnete das Kästchen und nahm seine Flöte heraus; er küßte die alte Freundin und seine Augen leuchteten auf. Dann begann er zu blasen, ja er hatte es noch nicht verlernt, die Töne aber glitten zusammen und durch das Fenster, das er trotz der Winterkälte geöffnet hatte, um den Mond auf dem glatten Spiegel des Sees schimmern zu sehen, drang es hinaus in die stille Winternacht, die nicht einmal die Flamme der Kerzen rascher bewegte, erst: „Stille Nacht, heilige Nacht" und dann wie ein Triumphgesang hinein in die märkische Haide, wie ein lauter Protest gegen die Revolution, die ihr Haupt so stolz erhob:

Heil Dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands,
Heil König Dir!

Ende des zweiten Bandes.

Berliner Buchdruckerei Aktien-Gesellschaft. (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins.)

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hesekiel, Ludovica,

Fromm und Feudal Roman

Bd.: 2

1886

P.o.germ. 617 htad-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11670420-8